germ.
43

me

lg.

P. o. germ. 1943 l/(2

Erzählungen

von

J. D. H. Temme.

Zweiter Band:

Ein Verfolgter. — Das Testament des Verrückten.

Lindauer'sche LEIHBIBLIOTHEK Schöpping

27749

Leipzig, 1868.
Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

2

G

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Ein Verfolgter.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Im Krug.

In dem vorletzt verflossenen Winter wurde in dem Wirthshause zum Jägerkrug, unweit der Residenz N., ein schweres Verbrechen verübt. Der Jägerkrug liegt dritthalb Meilen von der Residenz entfernt, mitten im Gehölze. Er liegt einsam da an der Landstraße, die sich durch das Holz zieht, aber umgeben von den anmuthigsten Wald- und Wiesenpartien. Es ist deshalb in den Sommermonaten und schon vom Frühjahr bis tief in den Herbst hinein viel fröhliches und buntes Leben in ihm. Familien, größere und kleinere Gesellschaften kommen tagtäglich aus der Residenz herüber, oft schon am frühen Morgen, bleiben manchmal die Nacht da. Im Winter ist der Jägerkrug freilich eben so still und öde, wie er in jenen besseren Jahreszeiten belebt und fröhlich und laut ist.

An einem kalten dunklen Abend des Decembermonats im vorvorigen Jahre hielt vor dem Kruge ein Wagen, der von der Residenz kam. Der Wirth und die Wirthin waren mit einem alten Hausknecht allein in dem Hause. Die Wirthsleute hatten keine Kinder, und in der Winterszeit, wenn keine Gäste kamen, waren mehr Leute im Hause nicht nöthig. Die drei genannten Bewohner des Hauses saßen in der Wirthsstube. Der Wirth las in einem Buche, die Wirthin nähte, der alte Hausknecht saß am Fenster und schaute bald hinaus in den dunkeln Wald und schlummerte bald leise ein. Er war wohl müde von der Arbeit des Tages. Das Rasseln des Wagens hatte ihn aufgeweckt. Er stand auf und wollte hinausgehen, um zu sehen, wer gekommen sei.

Die Thür der Stube öffnete sich. Ein Fremder trat herein. Es war ein junger Mann von etwa sechs- bis siebenundzwanzig Jahren. Er trug einen feinen Biberpelz und eine gleiche Mütze. Als er die Mütze abnahm, sah man einen schöngeformten Kopf mit reichem blonden Haar und ein feingeschnittenes Gesicht mit einem großen blonden Schnurrbart. Als er den Pelz auseinander schlug, gewahrte man eine feine, schlanke,

fast zierliche Gestalt. Das ganze Wesen des jungen Fremden zeigte etwas Entschlossenes, fast Keckes. Das Gesicht, etwas blaß, vielleicht auch verlebt, oder auch nur augenblicklich aufgeregt, verrieth dabei eine gewisse Gutmüthigkeit; nur war der Blick der Augen unstät und ungewiß. Mit dem unstäten Blick hatte er sich schnell in der Stube umgesehen.

„Kann ich hier logiren?" fragte er.

„O ja," war die Antwort.

„Weisen Sie mir ein Zimmer an."

„Es ist keines geheizt."

„Lassen Sie sofort eines heizen."

Der Wirth wollte mit dem Hausknecht die Stube verlassen.

„Warten Sie," befahl ihm der Fremde. „Haben Sie zwei Zimmer, die miteinander in Verbindung stehen?"

„Ja."

„Wo?"

„Oben im Hause."

„Lassen Sie beide heizen."

„Sie erwarten also wohl noch Jemand?" fragte der Wirth.

„Ja."

Der Wirth und der Hausknecht gingen. Der

Fremde durchschritt das Zimmer. Er hatte seinen Pelz nicht abgelegt. Er ging rasch auf und ab. Er war in Gedanken, — in Aufregung; sein Gesicht nahm manchmal den Ausdruck der Sorge, dann einer plötzlichen jähen, inneren Erregung an. Er blieb ein paar Mal an den Fenstern der Krugstube stehen und horchte nach draußen. Auf einmal nahm er seine Mütze und verließ rasch die Stube. Man hörte ihn aus dem Hause gehen.

Die Wirthin, die allein bei ihm zurückgeblieben war, hatte ihn anfangs neugierig, dann mit einer gewissen Verwunderung betrachtet. Als er fort war, schüttelte sie den Kopf. Sie ging an ein Fenster, um zu sehen, wohin er gegangen sei; die Dunkelheit vereitelte indeß ihr Bemühen. Ihr Mann kam zurück.

„War der nicht schon einmal hier?“ fragte sie ihn.

„Vor acht Tagen, mit der schönen Dame,“ sagte der Mann.

Auf einmal besann sich die Frau.

„Richtig! Aber es werden erst morgen acht Tage. Es war am Donnerstag und heute haben wir Mittwoch. «Bis heute über acht Tage!» rief sie ihm zu, als sie Abschied nahmen, und erst morgen ist der achte Tag.“

Der junge Fremde trat wieder in die Stube. Er schien sehr aufgeregt zu sein. Man hatte draußen vor dem Hause nicht das geringste Geräusch vernommen. — „Führen Sie mich in mein Zimmer," sagte er zu dem Wirth.

„Es ist noch kalt drin," meinte dieser.

„Mein Pelz ist warm."

Der Wirth führte ihn aus dem Zimmer.

„Wen er erwarten mag?" fragte sich die Frau. „Die fremde Dame doch nicht? — Sie waren so vertraut miteinander. Und doch war sie wohl nicht seine Frau. Wen er erwarten mag?" fragte sie auch ihren Mann, als dieser zurückkam.

„Er hat nichts darüber gesagt."

„Und welches Zimmer hast Du ihm angewiesen?"

„Das blaue Eckzimmer. Die Stube nebenan soll den erwarteten Besuch aufnehmen."

„Ich werde die Betten zurecht machen müssen," sagte die Frau. Sie wollte das Erforderliche dafür besorgen.

Ein Posthorn draußen unterbrach sie. Mann und Frau stürzten zum Fenster. Ein Wagen kam herangefahren, bog von der Straße ab und fuhr nach dem Wirthshause hin. Vor der Thür hielt eine mit zwei Pferden bespannte Extrapost. Der

Postillon war schon vom Bocke gestiegen und hatte den Schlag geöffnet. Ein Herr stieg aus dem Wagen, schritt auf die Hausthüre zu, sagte zu dem Wirth kurz: „Wo ist die Stube?" und folgte ihm dann in die Krugstube. Hier ging er schweigend auf und ab.

Die Wirthsleute hatten Gelegenheit, ihn zu besehen. Er trug einen weiten schwarzen Bärenpelz. In einer Mütze von gleichem Pelz war sein Kopf und das halbe Gesicht eingehüllt. Die Mütze nahm er ab. Man sah ein breites graues Gesicht mit einem eben so grauen, kurz abgeschnittenen, struppigen, fast borstigen Schnurrbart. Eben so kurz, eben so struppig und eben so grau war sein Hauptchaar. Er warf seinen Pelz ab. Man sah eine gedrungene, außerordentlich kräftige Gestalt. Er trug unter dem Pelz einen grauen Ueberrock mit kurzem, stehendem, grünem Kragen. Der Rock war dicht zugeknöpft. In der Krugstube war es warm. Es mochte ihm heiß werden. Er riß den Rock auf. Man sah ein feuerrothes seidenes Tuch, das er um den Hals gebunden hatte; man sah auf der Brust ein paar Pistolen oder Revolver, die in einem Gürtel zu stecken schienen.

Den Wirthsleuten wollte es unheimlich wer-

den, als sie das Alles sahen. Der Fremde mochte etwas davon ahnen. Er knöpfte den Rock wieder zu. Dann trat er zu dem Wirth.

„Logiren hier Fremde?“ fragte er.

Er sprach wieder kurz und abgerissen, wie vorher. Seine Stimme war rauh, mißtönend und hatte etwas gemein Herrisches. Seine Augen, unter starken, grauen Augenbrauen halb verborgen, blickten lauernd.

„Vor einer halben Stunde ist ein fremder Herr angekommen,“ antwortete der Wirth.

„Wo ist er?“ fragte der Fremde.

„Oben.“

„Sind oben mehrere Zimmer?“

„Zwei habe ich heizen lassen.“

„Führen Sie mich nach oben.“

Der Wirth verließ auch mit diesem Fremden das Zimmer. Seine Sachen hatte er mitgenommen.

„Gott sei bei uns!“ sagte die Wirthin, und diesmal schüttelte sie nicht blos den Kopf, ihr ganzer Körper schüttelte sich. Der Mensch sieht ja aus wie ein leibhaftiger Mörder! Und was für große Pistolen hatte er unter dem Rocke! Und das blutig-rothe Halstuch! Und der ist mit dem jungen Herrn da oben allein! Der war

der Erwartete, und ich meinte, die schöne Dame sei es gewesen."

„Einen Schnaps, Frau Landmeier," rief der eintretende Postillon. „Das ist eine schändliche Kälte."

Die Frau brachte ihm den Schnaps.

„Soll's weiter, Schwager?"

„Nur zurück nach der Stadt."

„Und wann?"

„Ein paar Stunden können wir hier bleiben."

„Wen habt Ihr denn gebracht, Schwager Christoph?"

„Es ist ein russischer Courier."

„Und was will der hier?"

„Frau Landmeier," sagte der Postillon, „unsereins bekommt seinen Extrapostzettel und darin steht nicht, was der Reisende will, und fragen darf er nicht, und der Russe hat auf dem ganzen Wege kein Sterbenswort gesprochen."

Die Frau fragte nicht weiter. Der Postillon hatte seinen Schnaps ausgetrunken und verließ die Stube, um in den Stall zu gehen und nach seinen Pferden zu sehen. Der Wirth kehrte zurück.

„Gehörte er zu dem jungen Herrn?" fragte ihn die Frau.

„Ich weiß es nicht.“

„Sie sind also nicht beisammen?“

„Der junge Fremde hatte die Thüre zwischen den beiden Zimmern zugemacht und meldete sich nicht, als ich mit dem Andern oben ankam.“

„Und der Andere? Fragte er nicht nach dem Zimmer des jungen Mannes?“

„Nein. Er sah sich nur um und machte es sich bequem.“

„Er wird die Nacht nicht hier bleiben,“ sagte die Frau. „Er will in einigen Stunden wieder fort.“

„Ja, so sagte er auch mir, und er bestellte eine Flasche Wein und kalte Küche, wenn sie da sei.“

„Er soll beides haben,“ sagte die Frau, „und ich selbst werde es ihm hinaufbringen. Ich muß doch sehen, ob die Beiden zusammengehören und was sie machen.“

Was die Beiden machten?

Als der Wirth den zweiten Fremden, der ein russischer Courier sein sollte und allerdings wie ein Russe aussah, in das Zimmer gebracht und sich dann wieder entfernt hatte, wurde von der andern Seite leise an eine Nebenthüre des Zimmers geklopft.

„Herein!“ rief der Russe.

Die Thüre öffnete sich. Der junge Fremde mit dem blonden Schnurrbarte trat in das Zimmer. Man sah wohl, nachdem er den Pelz abgelegt hatte, seine schöne, schlanke, kräftige Gestalt. Der derbe, stämmige, untersetzte Russe stand ihm in eigenem Gegensatze gegenüber. Wer die Beiden sah, hätte sich unwillkürlich fragen mögen: Wer ist denn der Stärkere von ihnen? Wer würde in einem Kampfe den Andern niederwerfen, besiegen? Ihre Blicke drängten zu der Frage, die sie rasch auf einander warfen, mit denen sie sich zu messen schienen.

„Sie haben auf mich gewartet?“ fragte der Russe.

„Wenige Minuten,“ antwortete der Andere.

„Beginnen wir unser Geschäft sofort?“

„Ich bin bereit.“

„Und wo? Bei ihnen oder bei mir!“

„Wo Sie wollen.“

Der Russe sah sich in seinem Zimmer um, trat dann in die Thüre, die der junge Fremde offen gelassen hatte, und besah dessen Zimmer.

„Die Fenster Ihres Zimmers gehen nach vorne, auf die Landstraße?“ fragte er.

„Ich weiß es nicht, ich habe mich nicht darum gekümmert.“

„So?“ sagte der Russe.

Er sprach das Wort in einem eigenthümlichen Tone, der mehr mißtrauisch war, als er wohl sein sollte. Er trat in die Stube des jüngeren Fremden und sah durch eines der Fenster.

„Das Zimmer liegt nach vorn,“ sagte er. „Bleiben wir hier. Machen Sie Alles bereit.“

Es war ein einfaches Logirzimmer, in dem die Beiden sich befanden. Es war schlicht möblirt; ein Bett befand sich darin, ein Waschtisch, ein Kleiderschrank, eine Kommode und in der Mitte ein viereckiger Tisch. Der junge Fremde hatte auf den Tisch seinen Reisepelz nebst Mütze und Handschuhe gelegt. Er nahm die Sachen von dem Tische und warf sie auf das Bette. Der Russe sah sich unterdeß nochmals sorgsam im Zimmer herum. Es hatte drei Thüren; die eine noch offene verband die Zimmer der Beiden; die zweite führte in den Gang, an dem die Zimmer lagen; die dritte war verschlossen. Sie besah der Russe mit scharfen Augen.

„Wohin geht die Thüre?“ fragte er den jungen Mann.

„Ich weiß es nicht.“

„Sie haben sie nicht untersucht?“

„Nein.“

Der Russe ging zu der Thüre, drehte an dem Schlosse und versuchte, ob es zu öffnen sei. Es öffnete sich nicht. Es war ein Schieber daran. Er schob diesen vor, so daß die Thüre von außen nicht zu öffnen war. Er kehrte zu dem Tische zurück.

„Sie sind mißtrauisch?“ sagte der junge Mann.

Er hob sich stolz empor bei der Frage. Durch sein blasses Gesicht zog sich eine helle Röthe.

„Ich bin vorsichtig,“ erwiderte der Russe in seiner kurzen und ruhigen Weise.

„Beginnen wir,“ sagte er dann.

Er nahm einen Stuhl und setzte sich an den Tisch. Der junge Mann setzte sich ihm gegenüber. Der Tisch war völlig leer. Es standen nur die beiden brennenden Kerzen darauf, die das Zimmer erleuchteten. Ueber dem leeren Tisch sahen sich die beiden Männer eigenthümlich forschend an.

„Wie viel Geld haben Sie denn eigentlich bei sich?“ fragte der Russe.

„Tausend Thaler.“

Der Russe zuckte die Achseln.

„Verdammt wenig.“

„Ist es Ihnen nicht genug?“ rief der Andere gereizt.

„Hm, Sie wissen, ich führe zwanzigtausend bei mir.“

Es ist mein Geld.“

„Nicht ganz. Indessen, ich hatte mich zufrieden damit erklärt, fangen wir an.“

Der Russe öffnete wieder seinen grauen Ueberrock, man sah wieder sein brennendrothes Halstuch, man sah die beiden Pistolen, die er im Gürtel trug. Er faßte in eine Brusttasche des Rockes und zog eine große Brieftasche hervor. Der junge Mann hatte Alles mit der gleichgültigsten Miene von der Welt angesehen. Der Russe öffnete die Brieftasche. Sie war voll von Banknoten.

„Neunzehntausend Thaler,“ sagte er. „Wollen Sie sie zählen?“

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

Der Russe verschloß die Brieftasche wieder und brachte sie an ihren früheren Platz zurück; dann faßte er ein paarmal in eine andere Tasche und legte einen Haufen Goldstücke auf den Tisch.

„Tausend Thaler gegen die Ihrigen,“ sagte er. „Zeigen auch Sie vor.“

Der junge Mann nahm ein Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es und schüttete den Inhalt

auf den Tisch. Es fielen gleichfalls Bankscheine und Goldmünzen daraus hervor.

„Wollen Sie zählen?" fragte er den Russen.

„Nein."

Der Russe hatte ein Spiel Karten hervorgeholt. Er begann sie zu mischen. Der junge Fremde unterbrach ihn darin.

„Wir spielen heute mit meinen Karten," sagte er. Er legte zwei Spiele ganz neuer Karten auf den Tisch.

„Sie sind mißtrauisch?" fragte jetzt der Russe.

„Ja."

Der Russe hätte das Ja nicht ruhiger und kürzer aussprechen können. Er blieb indeß ebenfalls ruhig, legte seine Karten auf die Seite und sagte zu dem jungen Manne:

„Geben Sie her."

Er nahm ein Spiel von den Karten des jungen Mannes, öffnete die Enveloppe, mischte die Karten und legte sie verdeckt auf den Tisch.

„Ziehen Sie," sagte er zu dem jungen Manne. „Wer die niedrigste Karte hat, macht zuerst den Bankier."

Sie zogen.

„Ich habe die Bank," sagte der Russe.

„Ja."

„Ich schlage Landsknecht vor. Sie lieben es ja.“

„Sie haben die Wahl.“

Der Russe mischte noch einmal die Karten und reichte sie dem jungen Manne.

„Heben Sie ab.“

Der junge Mann hob ab.

„Machen Sie Ihr Spiel.“

Der junge Mann setzte fünf Stück Friedrichsd'or.

„Mehr nicht?“ fragte der Russe höhnisch.

„Ich beobachte mein Spiel,“ sagte der junge Mann.

Der Russe zog ab.

„Sechs und König.“

Die Karte, die dann sofort fiel, war der König. Der Russe zahlte stillschweigend fünf Friedrichsd'or aus. Der junge Mann ließ die ganzen zehn Friedrichsd'or stehen. Der Russe zog weiter.

„Sechs und Dame.“

Nach wenigen Karten fiel die Dame. Der Russe zahlte ohne ein Wort zu sprechen zwanzig Friedrichsd'or aus. Der junge Mann schob stillschweigend die zwanzig Goldmünzen zu den zwanzig, die vor ihm lagen.

„Das Ganze?“ fragte der Russe.

„Wie Sie sehen. Aber warten Sie.“

Er legte von seinem Goldhaufen vierzig Stück Friedrichsd'or hinzu. Der Russe zog von Neuem.

„Sechs und Zehn."

„Es ist noch keine Zehn gefallen," sagte er.

„Nein," sagte der junge Mann.

Der Russe schlug die Taille ab. Die zehn fiel. Der Russe zählte seinem Gegner achtzig Stück Friedrichsd'or hin.

„Sie haben heute Glück," sagte er doch dabei.

„Ja," sagte der junge Mann wieder, und er ließ die ganzen hundert und sechzig Friedrichsd'or stehen. Der Russe wollte weiter ziehen.

„Eine neue Taille," sagte der junge Mann.

„Warum?"

„Weil ich es wünsche. Ich habe das Recht dazu."

„Sie haben es." Der Russe sprach es fast heftig. Er war doch aufgeregt geworden. Er warf die Karten durcheinander, hob sie wieder auf und mischte sie zu der neuen Taille. Er sprach dabei:

„Wenn Sie so fortfahren, können Sie in dieser zweiten Taille die tausend Thaler hier gewonnen haben."

„Vielleicht noch mehr," sagte kalt der junge Mann.

„Sie wollten mit diesem hier nicht zufrieden sein?“

„Ich habe es auf Ihre ganzen zwanzigtausend Thaler abgesehen.“

„Sie haben aber nicht so viel an mich verloren.“

„Gleichviel.“

Der Russe war unruhiger geworden. Seine Lippen zuckten einmal heftig auf. Seine Hand fuhr wie krampfhaft nach der Brust, wo er die beiden Pistolen stecken hatte. Sein Auge schoß unter den buschigen Brauen einen dunklen Blitz auf seinen Gegner. Der junge Mann saß ihm mit der kältesten Ruhe gegenüber. Der Russe hatte die Karten gemischt. Er legte sie dem jungen Mann zum Abheben hin.

„Nehmen Sie das andere Spiel,“ sagte dieser.

„Warum?“ fragte der Russe.

„Weil es mir gefällt. Ich habe doch das Recht, auch das zu verlangen?“

Der Russe nahm schweigend das zweite, noch unangerührte Spiel Karten, befreite es von der Enveloppe, mischte es und hielt es dem jungen Manne hin. Der junge Mann hob ab.

„Ihr Spiel ist gemacht?“ fragte der Russe.

„Ja,“ sagte der junge Mann. Aber er nahm von den ausgesetzten hundertsechzig Friedrichsd'or

hundertfünfzig zurück, so daß nur zehn stehen blieben.

„Bah!" sagte der Russe wieder verächtlich.

„Ich beobachte mein Spiel," wiederholte der junge Mann ruhig.

Der Russe zog.

„Fünf und Bube."

Die zweite Karte, die fiel, war der Bube. Der Russe zahlte zehn Stück Friedrichsd'or aus.

„Bah!" sagte jetzt der junge Mann. „Holen Sie Ihre Brieftasche heraus."

„Wozu?"

„Holen Sie sie heraus."

Der Russe zog seine Brieftasche wieder hervor.

„Machen wir kurzen Prozeß," sagte wieder der junge Mann. „Es wird auch Ihnen angenehmer sein, bald von hier fort zu kommen. Also!"

Indem der junge Mann diese Worte mit einem gewissen Hohne sprach, der gegen den Russen, der aber auch gegen ihn selbst gerichtet sein konnte, warf er sein ganzes Geld, das er auf dem Tische liegen hatte, zusammen, das zuerst hervorgezogene, das dazu gewonnene. Nur zwei Friedrichsd'or nahm er davon ab und steckte sie in die Westentasche. Der Russe hatte seine Worte, wie seine Bewegungen mit fast stockendem Athem verfolgt.

„Sie wollen Alles auf einmal wagen?“ rief er.

„Sie sehen es,“ sagte der junge Mann.

„Und warum nicht auch jene zwei Stück Friedrichsd'or?“

„Um mir einen Strick oder ein Pistol zu kaufen, wenn ich das Andere verloren habe. Oder Sie möchten mir denn eines von Ihren Pistolen borgen wollen. Wollen Sie? Dann setze ich auch noch die zwei Stück.“

„Behalten Sie sie,“ sagte der Russe.

Man hörte seiner Stimme an, daß ihm nicht ganz heimlich zu Muthe war. Seine Finger schienen leise zu zittern, als er jetzt weiter die Karten abzog. Bube und Dame fielen.

„Zum Teufel!“ rief der Russe. Er wollte weiter ziehen, er wurde unterbrochen. In dem Zimmer nebenan, dem des Russen, wurde leise eine Thüre geöffnet; ein schleichender Schritt kam darin näher. In der offenen Thüre des Zimmers, in dem sich die Spieler befanden, erschien die Wirthin. Den aufgeregten Russen versetzte diese Unterbrechung in Zorn. „Was will Sie?“ fuhr er die Frau an.

„Sie hatten Wein und kalte Küche befohlen.“

„Stellen Sie es dorthin.“

Er zeigte nach seinem Zimmer. Aber die Frau

hatte ihn nicht verstanden, oder sie war neugierig geworden; sie trat mit den Sachen, die sie auf einem Präsentirteller trug, in das Zimmer, in welchem die Beiden spielten. Ihre neugierigen Blicke mußten Alles suchen und sehen. Der aufgeregte Russe sprang ihr zornig entgegen und führte sie in sein Zimmer zurück. Sie hatte gesehen, was sie wissen wollte. Sie entfernte sich.

Der Russe kehrte an den Spieltisch zurück. Er war nur einen Augenblick fort gewesen. Er warf dennoch offen mißtrauische Blicke auf seine Brieftasche, ob sie noch unangerührt sei.

Der junge Mann lächelte.

„Mein Herr," sagte er, „Sie sind echauffirt. Wollen Sie nicht erst ein Glas Wein trinken, um wieder nüchtern zu werden?"

„Nein!" rief der Russe.

„Ich begleite Sie," sagte der junge Mann, „damit Sie unterdeß ganz sicher sind."

„Wollen Sie mich verhöhnen?" fragte der Russe.

„Nicht das, aber mit Ihnen trinken, ich bin ebenfalls durstig."

„So kommen Sie."

Sie gingen Beide in das Zimmer des Russen. Die Frau hatte dort eine Flasche Wein mit zwei

Gläsern hingestellt. Der Russe schenkte die beiden Gläser voll.

„Trinken Sie."

Er selbst trank sein Glas in einem Zuge leer. Seine phlegmatische russische Natur mochte des aufregenden, geistigen Getränkes bedürfen. Der junge Mann hatte an seinem Glase nur genippt. Der Russe sah es.

„Warum trinken Sie nicht, wie ich?"

„Ich habe keinen Durst mehr."

„Sie sollen trinken."

„Und wer will es mir befehlen?"

Der junge Mann sprach diese Worte rasch, entschieden, mit flammenden Augen. Der Russe bestand nicht weiter auf seinem Verlangen, schenkte sein eigenes Glas sich nochmals voll, trank es wiederum in einem Zuge aus und maß unterdeß mit einem eigenthümlichen forschenden Blick seinen jungen, blonden Gegner.

„Sie gefallen mir," sagte er dann zu diesem. „Ich glaube, Sie sind ein anständiger Mensch."

„Sie zweifeln daran?" fragte der junge Mann.

„Hm, Ihre Kameraden wenigstens sind Lumpen."

„Meine Kameraden? Sie haben mich mit keinem Kameraden gesehen."

„Die drei Herren, die mit Ihnen spielten."

„Spielten auch mit Ihnen.“

„Aber sie waren in Ihrer Gesellschaft.“

„Aber ich versichere Sie, daß ich sie nicht mehr kenne, als Sie.“

Der Russe besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Es sollte mich freuen, wenn dem so wäre, denn, wie gesagt, ich halte Sie für einen anständigen jungen Mann, und ich glaube gar, Sie gehören einer ordentlichen Familie an. Sind Sie vom Adel?“

Der Ton seiner Stimme war wie herzlich, beinahe väterlich geworden. Der junge Mann sah ihn einen Augenblick verwundert an, aber er antwortete ganz kalt: „Das gehört nicht hierher.“

Der Russe fuhr in seinem herzlichen Tone fort: „Und Sie haben eine brave Mutter!“

Der junge Mann antwortete nicht.

„Und eine Geliebte!“

Der junge Mann hatte sich abgewandt, man glaubte ihn leise seufzen zu hören.

„Eine Braut gar,“ fuhr der Russe fort.

„Nein,“ sagte der junge Mann rasch.

Der Russe that, als habe er das Wort nicht gehört und sprach weiter: „Und Mutter und Braut wissen nichts davon, ahnen nicht, in welche Gesellschaft Sie in der Residenz gerathen sind;

wie Sie Ihr Geld verspielt haben, vielleicht die letzten Nothpfennige der Mutter, vielleicht das anvertraute Gut der Braut, womit Sie eine Existenz für sie und für sich gründen sollten —"

Er brach plötzlich ab. Der junge Mann starrte vor sich nieder, sein Gesicht war tief blaß geworden, er schien leise zu zittern.

„Werden wir noch weiter spielen?" fragte der Russe.

Der junge Mann zuckte zusammen. Er sah den Russen fragend an.

„Ah" — rief er, aber er vollendete nicht, und mit seiner ganzen früheren kalten Ruhe setzte er hinzu: „Allerdings, gehen wir."

Der Russe schenkte sich noch einmal ein Glas ein, trank es rasch aus, und Beide kehrten in das andere Zimmer, zu dem Spieltische zurück.

Bube und Dame lagen auf. Die erste Karte gewann für den Russen, die zweite für den jungen Mann. Drei Buben waren schon gezogen; nur noch einer war im Spiel. Dagegen war erst eine Dame gefallen, wäre drei Damen also noch zurück. Es war keine Wahrscheinlichkeit da, daß der Russe gewinnen würde. Hatte sich auf diese Berechnungen sein Benehmen gestützt? Er war ein leidenschaftlicher Spieler, er sah den Buben, er sah die

Dame an. Er warf einen Blick auf den Haufen Gold des jungen Mannes, auf seine eigenen wenigen, zusammengeschmolzenen Goldstücke, auf seine Brieftasche, die noch gefüllt war. Er hatte die Karten genommen, um weiter zu ziehen. Seine Finger zitterten wieder leise; er wußte ihnen zu gebieten. Er zog die Karten. Das Spiel blieb eine Zeit lang unentschieden; weder der letzte Bube fiel, noch eine der drei Damen, die noch zurück waren. Der junge Mann saß unbeweglich, die Augen wie durchbohrend auf die Karten und auf die Finger des Russen gerichtet. Die Dame kam. Der Russe hatte seine Ruhe wieder gewonnen.

„Wie viel bekommen Sie?“ fragte er.

„Dreihundertachtzig Stück Friedrichsd'or,“ antwortete der junge Mann.

Der Russe zählte sie ihm in Banknoten aus seiner Brieftasche hin.

„Weiter!“ sagte der junge Mann. Er hatte die Banknoten auf seinen Goldhaufen gelegt.

„Sie wollen Alles auf einmal riskiren?“ fragte der Russe. Seine Stimme zitterte.

„Ja,“ antwortete fest der junge Mann.

Der Russe zog weiter. Bube, Dame fielen. Ein Bube war nicht mehr im Spiel. Der junge Mann hatte mit dem Umschlage sein Spiel ge-

wonnen. Der Russe zahlte ihm siebenhundertsechzig Friedrichsd'or in Banknoten aus. Er hatte bis zu der letzten Note noch ruhig zählen können; dann schien auf einmal eine furchtbare innere Wuth ihn ergriffen zu haben. Er warf krampfhaft die Papiere über den Tisch.

„Da!" rief er aus, „und nun —"

„Und nun?" fragte der junge Mann.

„Und nun spiele ich nicht weiter mit Ihnen."

„Sie müssen."

„Wer wollte mich zwingen?"

„Ich."

„Sie?" rief der Russe.

Die Wuth seines Innern schien voll hervorbrechen zu müssen. Sein Gesicht glühte, seine Augen sprühten Funken.

„Sie?" rief er, „Sie wollen mich zwingen? Sie? Ich kenne Sie, ich weiß, wer Sie sind! Ich weiß auch, wem das Geld gehört, das Sie verspielen, wer es Ihnen anvertraut hat, als ein heiliges Pfand anvertraut hat. Ich werde zu den Gerichten gehen und Sie denunciren."

„Vorher," sagte der junge Mann, „werden Sie mit mir spielen."

Er sagte es mit seiner ruhigsten Stimme, aber sein Gesicht war leichenblaß. Der Russe war auf-

gesprungen. Er ergriff seine Brieftasche, er machte sie zu, er wollte sie einstecken.

„Sie spielen mit mir," rief der junge Mann. „Sie legen Ihre Brieftasche wieder hin, Sie nehmen die Karten wieder auf; wenn nicht —"

„Und was, wenn nicht?" rief wüthend der Russe.

„Wenn nicht," sagte ruhig der junge Mann, „so erfährt noch heute Nacht die Polizei der Residenz, wer Derjenige ist, der unter der schützenden Maske eines russischen Couriers in den deutschen Bädern und Residenzen gewerbmäßig ein falsches Spiel treibt."

„Herr!" schrie der Russe. Er schwankte einen Augenblick. Sein graues Gesicht war dunkelbraun geworden; es wurde plötzlich blaß, eine dunkle Röthe durchzog es wieder; er fuhr mit der Hand nach seinen Pistolen auf der Brust. In demselben Augenblick hatte der junge Mann aus seiner Brust ein Pistol hervorgezogen, er hatte es gespannt, er hielt es dem Russen gerade in das Gesicht, ehe dieser eine seiner Waffen hatte fassen, ehe er sich hatte besinnen können.

„Die Hand herunter!" herrschte er dem Russen zu, „oder ich schieße."

Der Russe ließ mechanisch die Hand sinken.

„Und nun," fuhr der junge Mann fort, „geben Sie mir Ihre beiden Pistolen heraus. Denken Sie an keinen Widerstand. Wagen Sie nicht, eines spannen zu wollen. In dem Moment, da sie den Hahn anrühren, haben Sie meine Kugel durch den Kopf."

Den Russen hatte sein Trotz verlassen, Muth hatte er wohl gar nicht gehabt. Er gab seine beiden Pistolen heraus.

„Und was wollen Sie jetzt von mir?" fragte er dann, wie mit einem Rest von Trotz.

„Ich will mit Ihnen weiter spielen," sagte der junge Mann.

„Da Sie mich in Ihrer Gewalt haben? Mit Ihrem gespannten Hahn da? Gegen mich, den Sie wehrlos gemacht haben? Ein deutscher Edelmann nennt das wohl ein ehrlich Spiel?"

„Ich denke," sagte der junge Mann kalt, „Sie sind ein falscher Spieler, Sie haben durch falsches Spiel gestern und vorgestern mir zwanzigtausend Thaler abgewonnen. Sie versprachen mir auf heute, hier, Revanche. Sie dachten mich noch weiter auszuplündern und sagten mir zu, so lange mit mir zu spielen, als ich Geld haben werde. Ich hatte mir neues Geld verschafft. Sie fanden sich pünktlich hier ein. Sie hatten Ihre falschen

Karten mitgebracht. Sie hatten nur an Eins nicht gedacht: daß ich Ihr falsches Spiel durchschaut habe, daß ich richtige Karten mitbringen könne, die vorher nicht von Ihnen gezeichnet seien. So spielten wir ein ehrliches Spiel, denn Sie konnten nicht betrügen. Sie wollen sich jetzt dem ehrlichen Spiele entziehen. Ich habe die Macht, mein Recht geltend zu machen. Spielen wir."

Er setzte sich wieder auf seinen Platz. Die beiden Pistolen des Russen legte er neben sich, sein eigenes behielt er in der Hand. Der Russe hatte in der That keinen Muth. In seinem Innern mochte es kochen, seine Zähne knirschten, aber er nahm seinen Platz wieder ein, er nahm die Karten wieder auf, er begann das Spiel.

„Wie viel wollen Sie setzen?" fragte er.

„Nun, so viel, wie ich hier liegen habe."

„Das ist?"

„Zählen Sie."

Der Russe zählte gehorsam das Geld des jungen Mannes.

„Fünfzehnhundert und zwanzig Friedrichsd'or."

„Setzen Sie das Gleiche dagegen", sagte der junge Mann.

Der Russe zählte aus seiner Brieftasche das Geld in Banknoten vor und legte es auf den Tisch.

„Ziehen Sie die Karten ab.“

Der Russe zog die Karten.

„Neun, drei.“

Eine schnelle Freude flog durch sein Gesicht. Er hatte, wie gespannt er auf die beiden Karten gewesen war, um die es sich unmittelbar gehandelt hatte, doch auch die übrigen Karten nicht außer Acht gelassen. Die Drei war schon einige Mal gefallen, die Neun war noch öfters in dem Spiel. Die Aussicht des Gewinnes war für ihn. Gleichwohl drückte ihn die nahende Entscheidung; er zitterte heftig, als er weiter zog. Plötzlich legte er die Karten hin. Man hatte ein Geräusch draußen gehört. Ein Wagen war am Hause vorgefahren, fremde Stimmen waren laut geworden.

„Was ist das?“ fragte der Russe.

Der junge Mann hatte ebenfalls aufgehorcht. Er war unruhig geworden, in seinen Augen spiegelte sich eine große, innere Angst. Der Russe sah es.

„Herr,“ sagte er, „das sind Ihre Kameraden. Sie haben sie hierher bestellt, in das einsame Wirthshaus, mitten im Walde, mitten in der Nacht. Sie wollen mich berauben, Sie wollen mich morden, deshalb haben Sie mich hierhergelockt, mir meine Pistolen abgenommen.“

„Sie sind ein Narr," erwiderte der junge Mann. „Ich habe keine Kameraden. Sie suchen einen Vorwand, Ihrem Versprechen zu entgehen. Machen Sie Ihr Spiel auf der Stelle!"

Er sprach die Worte rasch. Die Unruhe, die Angst seines Innern schienen sich zu steigern.

„Aber ich spiele nicht," sagte der Russe.

Die Ankunft fremder Menschen, die ihn anfangs entweder wirklich in Schrecken versetzt, oder die er nur wohl als einen Vorwand, nicht ferner spielen zu müssen, benutzt zu haben schien, hatte auf einmal sein Herz neu belebt."

„Sie sollen spielen!" befahl der junge Mann.

„Und wenn ich nicht will?"

Es war sieben Uhr Abends geworden. Der Wirth, die Wirthin und der alte Hausknecht saßen unten in der Krugstube. Sie sprachen von den beiden Fremden oben; die Wirthin erzählte, wie sie sie habe Karten spielen sehen, und wie der Russe wüthend geworden sei, als sie nach den Karten hingeblickt habe. Ein Wagen fuhr in raschem Trabe an den Krug heran und hielt vor der Thüre. Der Hausknecht war an das Fenster getreten.

„Eine Kutsche mit zwei Pferden,“ sagte er. „Es scheinen Herren auszusteigen.“

Er verließ die Krugstube.

„Was mag heute Abend los sein,“ sagte die Wirthin, „daß auf einmal so viele Fremde kommen?“

Die Herren traten in die Stube. Sie waren in große, weite Schuppenpelze gehüllt. Der Erste, der eintrat, war ein großer, stattlicher Mann, etwa in der Mitte der vierziger Jahre, mit gewandtem, militärischem Anstand, vornehmen Gesichtszügen, hoher Stirn, einem kleinen wohlgestutzten Schnurrbart und wenigen, röthlichen Haaren. Ihm folgte eine kleine, runde, fast ungestalte und unbeholfene Figur; ein aufgedunsenes Gesicht, ein jüdischer Typus. Zuletzt kam ein hoch und schlank gewachsener junger Mann, der sehr ruhig und gemessen einherschritt und der, als er seine Pelzhandschuhe auszog, beide Hände mit goldenen Ringen und blitzenden Steinen darin bedeckt hatte. Der Zweite der Drei schob sofort seine ungelenke Figur zu dem Wirthe hin.

„Haben Sie Wein?“ fragte er mit einer schnarrenden Stimme.

„Ja, Herr.“

„Aber guten!“

„Er wird Ihnen zusagen.“

„Bringen Sie mir eine Flasche her.“

„Hierher?“ fragte der zuletzt eingetretene junge Mann, indem er sich, die Nase rümpfend, in der Krugstube umsah.

„Guten Wein kann man überall trinken,“ erwiderte der Kleine, indem er sich der Länge, oder vielmehr der Kürze nach, auf einer Bank ausstreckte.

Der Andere wandte sich an den Wirth.

„Haben Sie oben Zimmer?“

„O ja.“

„Aber auch geheizte?“

„Nein.“

Die Wirthin mischte sich in das Gespräch.

„Doch, zwei Zimmer sind oben geheizt, aber es sind schon Herren darin.“

„So?“ fragte der Fremde, anscheinend gleichgültig, als wenn er blos fragen wolle. „Und was für Herren sind es?“ setzte er noch hinzu.

„Ein paar Fremde, die hier vor ungefähr einer Stunde ankamen.“

„Zusammen?“

„Der eine kam keine Viertelstunde früher.“

„Und jetzt sind sie beisammen?“

„Ja, in dem Zimmer des Einen.“

„Und was machen sie da?“

„Sie spielen.“

„Die Bratsche oder die Violine?“ fragte der Kleine auf seiner Bank.

„Karten,“ sagte die Frau.

„Ei,“ rief der Kleine, indem er aufstand, „da muß ich hin.“

„Kennen Sie die Herren?“ fragte die Frau.

„Ich will sie kennen lernen.“

Der Wirth, der hinausgegangen war, kehrte mit einer Flasche Wein und Gläsern zurück.

„Führen Sie uns nach oben zu den Herren,“ schnarrte ihm der kleine Fremde entgegen.

„Aber Arthur!“ sagte der Herr, der zuerst eingetreten war und wie ein vornehmer Offizier aussah.

„Wollt Ihr nicht mit, gehe ich allein,“ sagte eigensinnig der Kleine.

Der schlanke junge Mann mit den Ringen auf den Fingern sagte in seinem gemessenen Tone: „Man muß seinem Eigenwillen schon nachgeben, Graf. Wir haben ihn einmal verzogen. Vielleicht machen wir auch eine interessante Bekanntschaft oben. Jedenfalls werden die Herren der eigenthümlichen Situation im Kruge zu Gute halten, was unter anderen Umständen allerdings zudringlich erscheinen müßte.“

Der vornehme Offizier besann sich.

„Es sei, lieber Baron,“ sagte er dann; „gehen

wir hinauf. Führen Sie uns, Herr Wirth, wir werden bei den Herren oben die Sache schon gut machen."

„Herr Wirth," rief der Kleine, „vergessen Sie aber unsern Wein nicht, und bringen Sie gleich noch ein halbes Dutzend Flaschen nach. Ihr Wein ist gut."

Er hatte den Wein unterdeß versucht und mußte ihn in der That gut gefunden haben, er hatte die Flasche beinahe halb geleert.

Der Wirth führte seine drei neuen Gäste die Treppe hinauf.

„Sie sollen spielen!" hatte der junge Mann dem Russen befohlen.

„Und wenn ich nicht will!" hatte der Russe mit dem vollen Trotz eines plötzlich erwachten Zornes oder der vollen Wuth der erneuerten und gesteigerten Angst gerufen.

„So werden Sie noch heute," erwiderte der junge Mann, „als Betrüger und Fälscher der Polizei überliefert."

Auf der Treppe vor der Thüre wurden Stimmen vernehmbar.

„Ich bin in Ihrer Gewalt," sagte der Russe.

„In der Gewalt einer Räuber- und Mörderbande.“

„Ohne meine Schuld,“ sagte der junge Mann.

Die Thüre zu dem Zimmer nebenan hatte sich geöffnet, der Wirth mit den drei soeben angekommenen Fremden war eingetreten. Er hatte Wein mitgebracht und stellte ihn auf den Tisch und blieb dann an demselben stehen, er war wohl nicht weniger neugierig als seine Frau. Der kleine, ungelenke Mann mit dem jüdischen Typus faßte ihn an der Schulter und sagte: „Draußen ist Ihr Platz, lieber Herr Wirth,“ und schob ihn zur Thüre hinaus und schlug diese hinter ihm zu. Der kleine Mann mußte, trotz seiner Unbehülflichkeit, große Kraft besitzen; er hatte den stämmigen Wirth wie eine Feder vor sich hergeschoben.

Die drei Herren traten in das Zimmer der Spieler.

„Guten Abend, meine Herren,“ sagte der vornehme Offizier.

„Schon so fleißig an der Arbeit?“ schnarrte der Kleine. „Wir können doch noch Theil nehmen? Geld genug ist da. Da liegen ja an zwanzigtausend Thaler.“

„Fünftausend fehlen daran,“ sagte der gemessene, schlanke junge Mann.

Seine Augen mußten eben so schnell wie richtig rechnen können. Der Kleine hatte sich an den Offizier gewandt.

„Helfen Sie mir, Sie, Graf. Wir Fünf haben an diesem kleinen Tische nicht Platz, holen wir den Tisch aus der andern Stube herzu."

„Lieber Arthur," erwiderte der Offizier vornehm, „Sie haben Kräfte genug, um den Tisch zu holen."

Der Kleine schob sich in das andere Zimmer, kam mit dem Tische zurück und stellte ihn an den Tisch, an dem die beiden Andern beim Spiel saßen.

„Setzen wir uns, meine Herren."

Die beiden Freunde setzten sich zu dem Russen und dem blonden jungen Mann an die beiden Tische, die jetzt einen Spieltisch bildeten. Der Offizier hatte unterdeß das Spiel übersehen.

„Sie haben die Bank?" sagte er zu dem Russen.

„Ja."

„Die Taille ist bald zu Ende?"

„Wie Sie sehen."

„Und die beiden Haufen, welche vor Ihnen liegen, bilden den Ein= und Gegensatz?"

„So ist es."

„Alle Wetter,“ rief der kleine Jude, „unser blonder Freund hat Ihnen ja schon scharf zugesetzt, Herr Russe. Wie viel haben Sie denn noch? Lassen Sie einmal sehen.“

Er langte ohne Weiteres in seiner täppischen Weise nach der Brieftasche des Russen, die neben diesem lag. Er faßte sie, er riß sie auf, um zu zählen, ehe der Russe es wehren konnte. Auf einmal sprang der Russe auf. Er sah nichts mehr als sein Geld, das man ihm genommen hatte, er wollte auf den Kleinen zustürzen. Der vornehme Offizier hielt ihn.

„Ruhig, mein Herr,“ befahl er. „Sie sind hier unter ehrlichen Leuten. Arthur, geben Sie auf der Stelle dem Herrn seine Brieftasche zurück.“

„Erst zähle ich,“ sagte eigensinnig der kleine Jude.

Er zählte den Inhalt der Brieftasche. Der Russe hatte sich von dem vornehmen Offizier imponiren lassen. Der Kleine hatte gezählt. Er gab die Brieftasche dem Russen zurück.

„Bah, keine viertausend Thaler mehr! Darum Räuber und Mörder! Aber spielen kann man doch noch um die Kleinigkeit. Voran, Herr Russe, schlagen Sie die alte Taille für unsern Freund

dort ab; wir machen dann zusammen ein neues Spiel."

Der Russe mußte sich wieder sicher fühlen.

„Meine Herren," sagte er, „ich habe gar keine Lust, weiter zu spielen. Gegen Sie habe ich keine Verpflichtung übernommen. Dem Herrn da habe ich versprochen, ihm Revanche zu geben, und zwar gerade hier, wo ich mit ihm ganz allein sein würde. Dies war meine ausdrückliche Voraussetzung. Er hat mich getäuscht, ich bin auch ihm gegenüber frei."

Der kleine Jude lachte.

„Ja, ja, Herr Russe, getäuscht hat er Sie dann, und was Sie mit ihm machen wollen, steht Ihnen frei, aber mit uns müssen Sie spielen, denn Sie haben uns das Geld abgenommen, wie ihm, und ehrliche Spieler geben Revanche. Oder sind sie kein ehrlicher Spieler, mein Herr?"

„Können Sie mir falsches Spiel beweisen?" fragte der Russe.

„Sie sollen beweisen, daß Sie ehrlich spielen, darum voran."

Der Russe wandte sich an den vornehmen Offizier.

„Herr Graf, Sie sagten, ich sei hier unter ehrlichen Leuten."

„Gewiß sind Sie das," erwiderte der vornehme Herr, „und darum zeigen Sie, daß auch Sie ein ehrlicher Mann sind. Der Herr dort hat seinen Satz gemacht, Sie haben ihn gehalten; beendigen Sie das Spiel mit ihm; das sind Sie ihm schuldig."

Der Russe hatte keine Lust. Das vornehme Wesen des Offiziers hatte ihm imponirt; die Offenherzigkeit, Geradheit und Biederkeit, die zugleich sich darin aussprachen, hatten ihn aber auch sicher gemacht; er schien vergessen zu haben, daß er die drei Freunde seinem Gegner im Spiele gegenüber als Schelme und Schufte bezeichnet, daß er sich dann vor ihnen, als vor Räubern, gefürchtet hatte, und er schien wirklich einen Augenblick zu glauben, er sei unter ehrlichen Leuten.

„Meine Herren," sagte er, „ich habe gegen Keinen von Ihnen Verpflichtungen. Ich bin in meinem vollen Rechte, wenn ich hier jedes weitere Spiel verweigere. In der Residenz stehe ich Ihnen wieder zu Diensten."

Damit öffnete er seine Brieftasche und langte nach dem Haufen Banknoten, die er gegen den blonden jungen Mann gesetzt hatte. Aber er erreichte die Papiere nicht. Der Offizier hatte

plötzlich seinen Arm gefaßt und hielt ihn wie mit eiserner Faust.

„Sie spielen!" befahl er ihm dabei mit ruhig entschiedener Stimme.

„Aber, Herr Graf," rief der Russe, „ich will Ihnen ja in der Stadt Revanche geben."

„Von mir, von uns ist nicht die Rede," sagte der Offizier. „Mit dem Herrn da sollen Sie das Spiel beendigen."

„Mit dem Herrn? Was interessiren Sie sich für den Herrn? Er will ja von Ihnen nichts wissen, er habe keine Gemeinschaft mit Ihnen, sagte er, sie seien Schwindler, Lumpe."

„Um so mehr," erwiderte der Offizier, „müssen wir dem Herrn zeigen, daß wir das nicht sind. Beendigen Sie Ihr Spiel mit ihm."

„In der Stadt."

„Hier! Das Spiel liegt noch, wie es war. In der Stadt wäre das nicht so, und so wie es war, muß es beendigt werden."

Die Sicherheit des Russen war gewachsen, je mehr er aus dem ruhigen und anständigen Benehmen des Offiziers schließen mochte, daß er sich in ehrenwerther Gesellschaft befinde. Der Offizier hatte seinen Arm losgelassen. Mit der freien

Hand faßte er seine Brieftasche und in demselben Moment hatte er auch das sämmtliche Papiergeld ergriffen, das auf dem Tische lag. Er hatte sich erhoben, er wollte mit seiner Beute das Zimmer verlassen. Er wurde festgehalten.

Der junge Mann mit dem blonden Schnurrbart hätte seit der Ankunft der drei Fremden kein Wort gesprochen. Er war auf seinem Platze, vor seinem Einsatze, gegenüber dem Satze des Russen, sitzen geblieben, äußerlich mit voller Ruhe, aber jede einzelne Bewegung, die um ihn her vorfiel, mit Aufmerksamkeit verfolgend. Mißtrauen, Erwartung und Spannung wechselten doch dabei in seinen Zügen und zeigten, wie aufgeregt sein Inneres war. Als der Russe das Geld vom Tische fortriß, sich erhob und sich entfernen wollte, war es auch mit seiner äußeren Ruhe vorbei, die er mühsam genug bewahrt haben mochte. Er sprang auf, seine Augen sprühten Flammen, bald ward er leichenblaß, bald glühendroth. —

„Hund, mein Geld!" schrie er.

Er hatte den Russen auf den Stuhl zurückgeworfen, an dem dieser noch stand. Der Russe wollte sich wehren. In demselben Augenblicke wurde er von hinten angegriffen. Der kleine Jude war wie eine Tigerkatze auf ihn losgesprungen,

hatte seine breiten ungeschlachten Hände ihm um den Hals gespannt und würgte ihn.

Der Russe wollte schreien, konnte es aber nicht. Er konnte nur noch krampfhaft Brieftasche und Geld in seiner Hand festhalten. Der junge Mann suchte vergeblich, es ihm zu entwinden. Die Hand des Russen gab nicht nach, sie hielt krampfhaft fest. Der junge Mann wurde zorniger, er wurde wüthend, er kannte sich nicht mehr: eine furchtbare Leidenschaft brach aus ihm hervor.

„Betrüger! Räuber!" schrie er, „gieb mir mein Geld heraus. Es ist mein Geld!"

Wie er die Hand des Russen nicht aufbrechen konnte, bog er ihm den Kopf zurück, der auf der Stuhllehne lag.

„Mein Geld!" schrie er.

Der kleine Jude grinste und drückte und preßte fester den Hals des Russen. Der Russe wurde braun im Gesicht. Die Sehnen seiner Hand ließen nach, er ließ Brieftasche und Papiere zur Erde fallen. Der junge Mann sah es nicht. Er schien in seiner Wuth nichts mehr zu sehen. Der vornehme Offizier sah es.

„Baron," sagte er zu dem schlanken, jungen Mann, der mit ihm gekommen war, „heben Sie auf."

Der schlanke junge Mann hob die Brieftasche und Papiere auf. Er steckte Alles zu sich. Der Russe stöhnte, röchelte.

„Teufel!" rief der Offizier, als wenn er etwas ahne.

Der Russe athmete schwer auf, war still.

„Teufel!" sagte jetzt auch der kleine Jude.

Er ließ den Hals des Russen los und blickte ihm in das Gesicht. Das Gesicht war dunkelbraun, die Augen waren mit Blut unterlaufen, der Mund stand weit offen.

„Ich glaube, er hat genug," sagte der kleine Jude.

„Ja, er ist todt," sagte der vornehme Offizier. „Gehen wir."

Der junge Mann mit dem blonden Schnurrbart kam zu sich. Er sah in das erstarrte Gesicht des Russen. Er ließ entsetzt dessen Kopf und Arm los, die er noch gefaßt hatte. Er wollte zurückspringen, er stand selbst erstarrt.

„Todt," sagte er.

Der kleine Jude lachte.

„Ja, todt, und Sie haben ihn todt gemacht, Sie haben ihm das Genick gebrochen."

Der Kopf des Russen lag über der Stuhllehne zurück, als wenn ihm das Genick gebrochen sei.

„Gehen wir,“ sagte noch einmal der Offizier. Er verließ mit seinen beiden Gefährten das Zimmer. Der zurückgebliebene junge Mann erwachte wie aus einer schweren Betäubung.

„Todt, todt,“ sagte er, sich über den Körper, über das Gesicht des Russen beugend. Er fand keine Bewegung, keinen Athem mehr.

„Und ich der Mörder!“ rief er aus.

Er sah sich in dem Zimmer um. Er war allein, mit dem Todten. Er hatte nicht bemerkt, wie die Andern sich entfernt. Eine furchtbare Angst ergriff ihn. Er faßte noch einmal den Körper des Russen an und berührte eine Leiche.

„Ich der Mörder! O, entsetzliche Wuth des Spieles!“

Er warf noch einen Blick umher, nach dem Tische, auf die Erde. Ob er das Geld suchte, das verschwunden war? Er zuckte zusammen. Sich gewaltsam aufraffend, stürzte er aus dem Zimmer.

Der Wirth und die Wirthin saßen mit dem alten Knechte unten in der Krugstube. Es war Alles im Kruge still gewesen, neue Gäste waren nicht gekommen, da waren sie eingenickt. Der Abend und der Schlaf kommen früh in ein ein=

sames Wirthshaus, indem es nichts zu thun giebt. —

Die Thüre der Krugstube wurde geöffnet. Die drei Herren, die zuletzt gekommen waren, traten herein. Sie hatten ihre Pelze wieder angezogen, sie waren reisefertig. Der vornehme Offizier trat mit seinem festen militärischen Anstande ein, der schlanke junge Mann mit seinem gemessenen Wesen, der kleine Jude schob sich in seiner ungelenken Weise vor.

„Unser Kutscher soll vorfahren," befahl der schlanke junge Mann dem Hausknecht.

Der Hausknecht verließ die Stube.

„Was sind wir schuldig?" fragte der kleine Jude den Wirth.

Der Wirth rechnete auf einer Schiefertafel.

„Wollen die Herren schon wieder zurück?" fragte die Wirthin den Offizier.

„Ja," war die kurze, vornehme Antwort.

„Und die beiden andern Herren bleiben noch?"

Der Offizier gab keine Anwort.

„Sie spielen," sagte der kleine Jude. „Das sind ein paar ausgemachte Spielratten."

„Ja, ja," bestätigte die Frau.

Der Wirth hatte gerechnet. Der kleine Jude

bezahlte die Zeche. Man hörte draußen einen Wagen vorfahren.

„Gute Nacht," sagten der kleine Jude und der schlanke junge Mann. Der vornehme Offizier sagte nichts. Alle Drei verließen das Zimmer. Gleich darauf fuhr der Wagen draußen ab, auf der Landstraße, nach der Residenz zu.

Es war halb neun Uhr Abends. Draußen vor dem Kruge, in dem Kruge war Alles wieder still. Der Wirth, die Wirthin und der Hausknecht nickten wieder ein. Sie wurden manchmal wach. „Hast Du noch nichts gehört?" fragte dann der Mann die Frau, oder die Frau den Mann. Keines hatte etwas gehört. Die Uhr in der Krugstube schlug Mitternacht. In der Stube erschien der Postillon, der den Russen hergebracht hatte.

„Der Herr wollte nur ein paar Stunden bleiben," sagte er, „habt Ihr noch nichts von ihm gehört?"

„Er spielt noch oben," antwortete die Wirthin.

Der Postillon schien sich zu verwundern.

„Mit wem denn, Frau Langmaier?"

„Nun, mit dem fremden jungen Herrn, der schon vor ihm gekommen war."

„Wie viel Herren waren denn eigentlich da?“

„Fünf. Zuerst der junge Herr, dann Euer Russe, dann die Drei, die nachher kamen und wieder abgefahren sind.“

„Frau Langmaier, da kann der Russe mit Keinem mehr spielen.“

„Und warum nicht, Schwager?“

„Weil er dann nur noch allein oben sein kann. Die drei Herren sind schon lange weggefahren, wie Ihr selbst sagt, und einen vierten Herrn sah ich in seinem Pelz aus dem Kruge gehen.“

„Und wann war das, Schwager?“

„Das war gerade, während der Kutscher der drei Herren anspannte. Ich stand in der Stallthüre, da kam er heraus, ich wunderte mich noch, wie er so allein und zu Fuß ohne Führer in die Nacht ging.“

„Oho,“ sagte die Frau, „dann wäre er uns ja mit der Zeche durchgegangen. Und er sah so ordentlich aus.“

„Das weiß ich nicht,“ meinte der Kutscher.

Der Wirth und die Wirthin aber beriethen mit einander, und dann ging der Wirth nach oben, um nachzusehen, was der Russe mache und ob er noch mit Jemanden spiele, oder ob er allein

sei. Nach drei Minuten kam er zurück. Er war kreideweiß.

„Der Russe ist todt," sagte er.

„Und die Anderen?" fragte die Frau.

„Sind alle fort. Er ist allein. Er liegt auf dem Stuhl mit dem Kopfe hintenüber. Das rothe Halstuch ist zerrissen. Es ist kein Leben mehr in ihm. Er sieht schrecklich aus."

„Und die Anderen waren seine Mörder!" rief entsetzt die Frau.

„Gemordet ist er."

„Und in unserem Hause, in unserem ehrlichen Hause! Und was machen wir mit ihm?"

Der Wirth hatte sich gefaßt.

„Er bleibt, wie er ist," sagte er. „Kein Mensch geht in die Stube. Ich fahre in die Stadt und mache der Polizei Anzeige. Schwager, spannt an, fahrt mich zur Stadt, laßt die Pferde laufen, was sie laufen können."

Fünf Minuten später fuhr die Extrapost, die den Russen gebracht hatte, mit dem Wirth in Carrière zur Residenz zurück.

II.

Im Hôtel des Polizei-Präsidiums.

In der Portierstube des Polizeihofes der Residenz saß der Nachtportier in seinem großen, alten Lehnsessel. Er war ein starker, wohlgenährter Mann; die Wächter der Nacht sind das oft und nicht immer vom Nachtwachen. Er schlief. Ein Posthorn weckte ihn, unmittelbar vor dem Hôtel. Er fuhr empor in seinem Sessel, er rieb sich mit der Hand die Augen.

„Unverschämt,“ sagte er, „wie kann man mitten in der Nacht, unmittelbar vor der Polizei blasen und die Leute aus dem Schlafe wecken!“

Dann sah er nach einer großen Wanduhr, die ihm gegenüber hing. Eine Lampe, die auf dem Tische brannte, ließ ihn die Stunde erkennen.

„Schon zwei Uhr,“ sagte er, und er wollte sich in seinen Sessel zurücklehnen, um von Neuem zu schlafen.

Die Glocke des Hôtels wurde heftig geläutet.

„Ho, ist da Jemand mit Extrapost gekommen!“

Er stand auf, trat an das Fenster der Stube, das auf die Straße führte, und sah hindurch.

„Wahrhaftig, ein Wagen mit zwei Pferden und ein Postillon auf dem Bock.“

Er machte das Fenster auf.

„Wer ist da?" rief er heraus.

„Oeffnen Sie geschwind," antwortete eine Stimme draußen, „ich habe ein schweres Verbrechen anzuzeigen, einen Mord."

„O, die Morde scheinen nicht abzureißen," sagte der dicke Portier behaglich, verschloß langsam das Fenster, verließ langsam seine Stube, öffnete gemächlich ein kleines Pförtchen, das sich in dem großen Portale des Hôtels befand und kehrte mit einem Fremden in seine Stube zurück. Den Fremden besah er sich hier, er kannte ihn nicht.

„Also einen Mord haben Sie mir anzuzeigen?" fragte er.

„Dem Herrn Polizeipräsidenten," sagte der Fremde.

„O, o, der Herr Polizeipräsident schläft. Wer sind Sie denn?"

„Der Wirth aus dem Jägerkrug."

„Und Sie sind mit der Extrapost gekommen?"

„Ja."

„Sie haben also wohl Eile?"

„Wie ich Ihnen schon sagte."

„Ja, aber der Herr Polizeipräsident schläft, und der Herr Secretair schläft, der heute Nacht

Dienst hat, und da werden Sie doch wohl bis morgen früh warten müssen."

„Aber ich habe in der That Eile," sagte der Wirth vom Jägerkrug. „In meinem Hause ist heute Nacht ein Mord verübt worden. Die Mörder sind flüchtig und unbekannt. Es muß ihnen auf der Stelle von der Polizei nachgesetzt werden."

Der Portier kam nicht aus seiner Ruhe.

„O, o, die Polizei soll immer auf der Stelle sein. Aber wer ist denn der Ermordete? Ist auch der unbekannt?"

„Der Ermordete," sagte der Wirth, ist ein russischer Courier, der mit der Extrapost ankam, in der ich hierher gekommen bin."

Der Portier fuhr auf.

„Ein russischer Courier sagten Sie?"

„So sagte ich."

„O, o, das verändert die Sache. Warten Sie, da muß ich gleich den Herrn Präsidenten wecken."

Es war Leben, Eile in ihn gekommen. Er verließ schnell die Stube. Schon nach fünf Minuten war er zurück.

„Folgen Sie mir zum Herrn Präsidenten."

Er führte den Wirth eine Treppe hinauf in ein elegantes, hell erleuchtetes, behaglich erwärmtes Arbeitscabinet.

Der Secretair du jour, der geschlafen hatte, war schon darin. Der Polizeipräsident erschien.

Der Secretair sah noch verschlafen aus. Der Präsident, eine feine, aristokratische Figur, war schon ganz munter. Er wußte wohl noch mehr, als der Portier seines Hôtels, was es zu bedeuten hatte, daß ein russischer Courier im Lande ermordet worden war.

„Sie sind der Wirth zum Jägerkrug?" fragte er den Wirth.

„Ja, Ihre Excellenz."

„Und wollen mir die Ermordung eines russischen Beamten anzeigen?"

„Der Mord ist heute Nacht leider in meinem Hause verübt worden."

„Und die Thäter sind wirklich entflohen und unbekannt?"

„So ist es, Euer Gnaden."

„Und sie können verfolgt und eingeholt werden?"

„Ich hoffe es, Ihre Excellenz, denn ich kann sie beschreiben, und wenigstens Drei von ihnen sind nach der That hierher zur Residenz gefahren."

Der Präsident besann sich einen Augenblick.

„Lieber Lietke," sagte er dann zum Secretair, „das wird eine Arbeit für meinen Neffen sein.

Er hat sich schon lange einen eclatanten Fall gewünscht, in dem er sich auszeichnen könnte. Wecken Sie ihn, Sie wissen sein Zimmer."

Der Polizeipräsident war ein vornehmer Baron. Sein Neffe war Volontair bei der Polizei, der seine Carrière machen sollte.

Der Secretair Lietke ging, den Neffen zu wecken und herbeizuholen. Der Präsident zog eine Klingel. Ein Canzleidiener erschien.

„Vier Criminal-Commissaire, sechs berittene Polizeisergeanten!" befahl ihm der Präsident. „Alle sofort! Die Commissaire in dieses Cabinet, die Sergeanten draußen."

Der Präsident war ein umsichtiger Mann. Es handelte sich um den Mord eines russischen Beamten und um die Carrière seines Neffen. Der Diener ging stumm, wie er gekommen war. Nach wenigen Minuten kehrte der Secretair Lietke mit dem Neffen des Präsidenten zurück. Der Neffe war ein vornehmer junger Mann, der wußte, daß er seine Carrière machen würde. Einige Minuten später kamen die Criminal-Commissaire. Die Polizei der Residenz war prompt, wenn sie einmal wach war.

„Jetzt erzählen Sie," sagte der Präsident zu dem Wirthe.

Der Wirth erzählte, wie zuerst, ungefähr sechs Uhr Abends, ein junger Herr in den Jägerkrug gekommen und zwei Zimmer bestellt habe; wie dann mit Extrapost der russische Courier angelangt sei und sich zu dem jungen Mann hinaufbegeben habe; wie nach einer Weile seine, des Wirths, Frau zu den Herren hinaufgegangen sei, um ihnen eine Flasche Wein zu bringen; wie sie bei der Gelegenheit gesehen, daß die beiden Herren mit einander Karten gespielt und große Haufen Gold vor sich auf dem Tische liegen gehabt; wie ungefähr eine Stunde später wiederum ein Wagen aus der Residenz angekommen, aus welchem drei fremde Herren ausgestiegen seien; wie diese sich nach den beiden andern erkundigt und zu ihnen hinaufgegangen seien; wie sie nach ungefähr einer Stunde von oben zurückgekommen und nach der Residenz zurückgefahren seien; wie darauf Alles im Hause still gewesen und er und seine Frau gemeint, der zuerst angekommene junge Herr und der Russe seien noch am Spielen, was ihnen auch die drei Anderen gesagt hätten; wie ihnen aber doch die Sache nachher verdächtig vorgekommen, als der Postillon des Russen ihnen gesagt, auch jener erste Fremde sei fort und habe sich heimlich aus dem Hause querfeldein gestohlen; wie er, der

Wirth, darauf nach oben gegangen und den Russen allein, todt und ermordet gefunden habe; dies sei Mitternacht gewesen; er sei sofort mit der Extrapost des Russen hierher gefahren; Punct zwei Uhr sei er vor dem Hôtel des Polizei-Präsidiums angelangt.

Das waren die Thatsachen, die der Wirth wußte. Sie stellten allerdings das schwere Verbrechen eines Mordes, und zwar, wie es schien, eines planmäßig vorbereiteten und ausgeführten Raubmordes heraus. Sie bezeichneten auch die Personen der Thäter; aber wer diese Personen seien, wohin sie sich begeben hatten, wohin sie zu verfolgen und wo und wie man ihrer habhaft werden könne, darüber gaben sie nicht die geringste Auskunft, darüber ließen sie Alles in vollem Dunkel. Indessen, sie waren einem ganzen Collegium von Polizeibeamten, von erfahrenen und gewandten Polizeimännern der Residenz mitgetheilt, und der Polizeipräsident selbst war nicht der Unerfahrenste und nicht der Ungewandteste unter ihnen. Er berieth sich kurz mit seinen Beamten, dann befragte er den Wirth.

„Der Plan der Verbrecher," sagte er, „scheint mir folgender gewesen zu sein: Alle vier Mörder sind Spieler. Sie müssen den russischen Courier,

der wahrscheinlich ein leidenschaftlicher Spieler ist, hier kennen gelernt oder wiedergetroffen haben. Er war ihnen hier in der Residenz keine sichere Beute. Sie lockten ihn zu dem einsamen Jägerkrug hinaus. Der junge Mann, der dort zuerst ankam, war die Angel, die nach ihm ausgeworfen wurde; während er anbiß, erschienen die Uebrigen und vollendeten den Mord. Wir haben es also mit einer äußerst gefährlichen Bande zu thun. Drei von ihnen sind hierher zu Wagen zurückgekehrt, der Vierte, der zuerst angekommen war, war nicht bei ihnen, hat wahrscheinlich einen andern Weg genommen, könnte jedenfalls, da er zu Fuße war, kaum hier angelangt sein. Auf jene Drei müssen wir daher unser nächstes Augenmerk richten, ihre Verfolgung muß unser Erstes sein."

Die andern Beamten waren einverstanden.

„Wie sahen die Drei aus?" fragte der Präsident den Wirth.

Der Wirth beschrieb sie, einer der drei Criminalcommissaire war schon früher aufmerksam gemacht worden.

„Drei Fremde," sagte er, „zu denen die Beschreibung paßt, halten sich seit fünf oder sechs Tagen hier auf, logiren in verschiedenen Gasthöfen, stehen dem Anscheine nach nicht mit einander

in Verbindung, haben sich aber seit ein paar Abenden in dem Bornholm'schen Kaffeehause getroffen, wo dem Vernehmen nach geheimes Spiel getrieben wird, das man nur bisher noch nicht hat aufheben können."

„In welchen Gasthöfen logiren sie?" fragte der Präsident.

Der Beamte nannte sie.

Der Präsident wandte sich wieder an den Wirth.

„Haben Sie den Wagen der Drei gesehen?"

„Es war ein gewöhnlicher Stadtwagen mit zwei schwarzen Pferden. Der Kutscher hat zu meinem Hausknecht gesagt, er sei aus der Gartenstraße."

Der Präsident wandte sich zu dem Commissair, der vorhin gesprochen hatte.

„Nehmen Sie zwei Sergeanten, reiten Sie sofort in die Gartenstraße, erkundigen Sie sich. Finden Sie eine Spur, so verfolgen Sie sie. — Schicken Sie die Nachricht hierher."

Der Commissair entfernte sich. Der Präsident fuhr fort, den Wirth zu befragen.

„Der junge Mann, der zuerst gekommen war, wie sah er aus?"

Der Wirth beschrieb auch ihn.

„Mit welchem Gefährt war er angekommen?“

„In einer Stadtdroschke, mit zwei braunen Pferden bespannt.“

„Haben Sie die Nummer der Droschke gesehen?“

„Nein, sie war bald wieder zurückgefahren.“

„Haben Sie keinen einzigen Namen der Fremden nennen gehört?“

„Der vornehme Offizier wurde einmal Graf genannt, und den jungen Herrn, der mit ihm gekommen war, nannten sie Baron.“

„Und der junge Mann, der zuerst kam?“

„Seinen Namen habe ich gar nicht gehört; aber ihn hatte ich vorher schon einmal gesehen.“

„Wo war das?“

„In meinem Kruge.“

„Erzählen Sie.“

„Es war vor acht Tagen. Er war in einem Wagen angekommen, ob aus der Residenz, oder woher sonst, wußte ich nicht. Er ging nicht in den Krug, sondern blieb auf der Landstraße, als wenn er Jemanden erwarte. Eine kleine Viertelstunde nachher kam aus dem Walde her eine elegante Equipage herangefahren. Eine Dame saß darin. Der Fremde eilte ihr entgegen. Der Wagen hielt. Der junge Mann sprach eifrig mit

der Dame, ungefähr eine Viertelstunde lang. Dann ging er zu seinem Wagen zurück. Der Wagen der Dame kehrte um. Sie rief dem jungen Manne noch nach: Heute über acht Tage. Sie fuhr in den Wald zurück, er fuhr nach der Residenz hin. Sie hatten sich in der Nähe des Krugs getroffen. Wir hatten Alles deutlich sehen und hören können."

Der Neffe des Präsidenten, der seine Carrière machen sollte, hatte dem Wirthe mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Er wandte sich an den Präsidenten.

„Lieber Onkel, erlauben sie mir einige Fragen?"

„Frage, Waldemar."

„Wie sah die Dame aus?" fragte der junge Baron den Wirth.

„Es war eine schöne Dame. Sie war noch jung, sie schien groß zu sein."

„Blühende Gesichtsfarbe?" fragte der Baron.

„Sie hatte ein frisches, rothes Gesicht."

„Haben Sie sich den Wagen angesehen?"

„Es war eine braun lackirte Carosse mit zwei Apfelschimmeln."

„Hatte er ein Wappen?"

„Ich glaube ein Wappen mit einem oder zwei Löwen gesehen zu haben."

„Trug der Kutscher Livrée?“

„Einen blauen Mantel mit gelbem Kragen.“

„Bei Gott!“ rief der junge Baron.

Er war blaß und roth geworden. Seine Stimme zitterte fast. Er wußte sich zu mäßigen und befragte den Wirth weiter.

„Vor acht Tagen war es, als der Herr und die Dame sich trafen?“

Der Wirth sann nach.

„Es war Donnerstag und wir sind schon in der Morgenstunde. Es war also gerade heute vor acht Tagen.“

„Beschreiben Sie mir noch einmal den jungen Herrn.“

„Er konnte in der Mitte der Zwanziger-Jahre sein. Er war ein schlanker, hübscher Mann; nur etwas blaß und angegriffen sah er aus. Er hatte blonde, etwas lockige Haare und einen hellblonden, fast weißen, großen Schnurrbart.“

„Er ist's!“ rief der junge Baron.

Mit der Gewißheit, die diese Worte aussprachen, war auch eine große Sicherheit, Bestimmtheit und Ruhe über den jungen Baron gekommen. Er schien würdig zu sein, eine bedeutende polizeiliche Carrière zu machen.

„Onkel,“ sagte er zu dem Polizeipräsidenten,

„wir haben einen der Mörder, es kann kein Zweifel darüber sein. Er muß verfolgt werden. Damit dies geschehen kann, müssen seine sämmtlichen Verhältnisse den Herren hier bekannt werden. Sie werden mir erlauben, daß ich selbst Familienangelegenheiten hier offenbare."

„Theile mit, was nöthig ist, Waldemar," sagte der Präsident.

„Vorher eine Bitte, lieber Onkel."

„Sie wäre?"

„Lassen Sie auf der Stelle den Banquier Neukomm hierher holen."

„Und warum?"

„Ist meine Vermuthung richtig, so wird das, was er aussagen kann, sofort die volle Bestätigung gewinnen."

Der Präsident befahl dem Secretair: „Ein Sergeant entbiete sofort den Banquier Neukomm hierher."

Der Secretair ging in das Vorzimmer, einem der dort wartenden Polizeisergeanten den Befehl weiter zu ertheilen. Er kam zurück.

Der junge Baron erzählte: „Sieben Meilen von hier auf dem Gute Schlüsselburg wohnt die Frau von Oehringhausen. Sie ist Wittwe. Sie hat einen einzigen Sohn Max. Max von Oehring-

hausen verrieth von früher Zeit an vortreffliche Anlagen, einen tüchtigen Charakter. Seine Mutter ließ ihn, mit Bewilligung seines Vormunds, studiren. Er bewahrte Anlagen und Charakter. Man sah in ihm die künftige Stütze der Mutter, den Stolz der Familie, die Zierde des Vaterlandes. Da bemächtigte sich in dem letzten Jahre seiner Studienzeit eine Leidenschaft seiner, von der bis dahin keine Ahnung in ihm gelebt hatte. Er war auf einmal Spieler geworden. Wie, wußte man nicht, weiß man noch nicht, weiß er vielleicht selbst nicht. Er vernachlässigte anfangs nicht seine Studien; nachher geschah auch dies. Es hatte keinen Nachtheil für ihn, er hatte schon Tüchtiges gelernt. Seine Mutter erfuhr von seiner neuen Leidenschaft; sie konnte ihr nicht entgehen. Sie mußte dem Sohne mehr Geld schicken, als früher. Es wurde ihr schwer, sie lebt in keinen glänzenden Verhältnissen, das Gut Schlüsselburg ist verschuldet. Sie sparte, sie darbte, um die Schulden des Sohnes zu bezahlen. Sie hoffte, mit dem Verlassen der Universität werde er auch der Spielwuth entsagen. Er hatte seine akademische Laufbahn vollendet. Sein Wunsch war, Doctor der Rechte zu werden, er schrieb an die Mutter. Die Mutter schickte ihm das dazu erfor=

derliche Geld. Sie hatte es zusammengeborgt; der Sohn verspielte es an Einem Abend, bevor er das Doctor-Examen machte. Er schrieb einen reuigen Brief an die Mutter, bekannte seinen Leichtsinn, schwur Besserung. Die Mutter schickte ihm noch einmal das Geld. Sie war vorsichtiger geworden. Sie sandte es so ab, daß es erst am Tage vor seinem Examen in seine Hände kommen mußte. Er verspielte das Geld an demselben Abend. Er hatte nicht mehr den Muth, nochmals an die Mutter zu schreiben. Ein Freund that es statt seiner, stellte der Mutter vor, wie die glückliche Bestehung des Doctor-Examens allein ihn wieder erheben könne, wie er sonst zu Grunde gehen müsse, und welches Talent und welche Kenntnisse mit ihm zu Grunde gehen müßten. Die Mutter borgte noch einmal das Geld zusammen, schickte es dem Freunde. Dieser händigte es ihm am Morgen des Examens, auf dem Wege zum Examen, ein. Max von Oehringhausen ging nicht in das Doctor-Examen, eilte zu seinen Spielgenossen, verspielte das Geld und war seitdem verschwunden. Das Spiel war zur Krankheit, zur Wuth in ihm geworden.

Drei Jahre lang erfuhr man nichts von ihm. Man hatte keine Ahnung davon, wohin er ge-

gangen, was aus ihm geworden sein könne. Man konnte sich Alles denken, nur an einen Selbstmord dachte man nicht. Sein Geist, sein Charakter waren, wenn er nicht von jener Wuth des Spieles befallen war, zu klar, zu frei, zu edel.

Nach drei Jahren führt ein Ungefähr jenen Universitätsfreund an das Meeresufer, dreißig Meilen weiter die Küste hinauf. Er kommt in ein Dorf, passirt einen Bauernhof, und sieht Max von Oehringhausen als Ackerknecht. Er stürzt auf ihn zu.

„Max, bist Du es?"

„Ja."

„Was machst Du hier?"

„Wie Du siehst, ich bin Knecht."

„Mensch, Du mußt zurück in die Welt."

„Niemals, ich habe dort meine Ehre verloren."

Dabei blieb er, und er blieb als Knecht in dem Dorf. Der Freund reiste zu der Mutter, theilte ihr mit, was ihm der Zufall entdeckt hatte, und — nun trat eine neue Phase seines Lebens ein.

Die Frau von Oehringhausen hatte eine Nichte, Cäcilie von Oehringhausen. Sie war wenige Jahre jünger als Max, war mit diesem zusammen

aufgewachsen, sie war eine arme Weise, deren die Tante sich angenommen hatte, sie war das bravste Herz, sie war das liebenswürdigste Kind, sie hatte den wilden Max immer zu leiten, den manchmal störrischen Knaben zu biegen gewußt. Sie war ein bildschönes Mädchen geworden. Ein alter, aber einer der reichsten Edelleute der Gegend, der Freiherr von Braunthal, hatte um ihre Hand angehalten. Das arme Fräulein hatte sie ihm gereicht. Sie war nach zwei Jahren Wittwe und die reichste Frau der Gegend. Ihr Mann hatte in seinem Testamente ihr sein ganzes Vermögen vermacht. Sie lebte auf dem Gute Braunthal, ein paar Meilen von Schlüsselburg. Sie war zum Besuch bei der Frau von Oehringhausen, als diese die Nachricht von ihrem Sohne empfing.

„Tante," sagte sie, „wir fahren zusammen hin, ihn zu holen. Mir wird er folgen."

Sie fuhren zusammen hin. Der Mutter wollte er nicht folgen. Da trat die schöne Cousine auf ihn zu, schloß ihn in ihre Arme, sah ihn hell mit ihren klaren Augen an, wie in der früheren Zeit, als sie Kinder waren; aus den Augen stürzten Thränen, auch wie früher, wenn sie seinen Trotz durch Bitten bändigte.

„Max, Max," rief sie, „hast Du kein Herz

mehr? Willst Du Deine Mutter und mich tödten?"

Er ging mit ihnen. Er kehrte zurück auf das Gut seiner Mutter.

Ein Jahr lang verließ er es nicht, ließ er sich vor Niemand sehen. Nur seine Mutter und seine schöne Cousine durften in seine Nähe kommen. Die schöne Cousine kam jede Woche. Dann bat sie ihn einmal, zu ihr nach Braunthal zu kommen; er widerstand lange. Sie schwur, sie werde ihn nur in Braunthal wiedersehen und kam zwei, drei, vier Wochen nicht nach Schlüsselburg. Er konnte es nicht länger aushalten; er ging nach Braunthal. Von der Zeit an waren sie unzertrennlich. War er nicht in Braunthal, so war sie in Schlüsselburg. Eine Zeitlang blieb er noch scheu, bald wurde auch dies anders.

Die Baronin Braunthal war eine junge, reiche, schöne, liebenswürdige Wittwe. Sie floh nicht die Gesellschaft; es war natürlich, daß ihr Haus der Sammelplatz der besten Gesellschaft der Umgegend wurde. Es konnte dann nicht fehlen, daß sie Anbeter fand, von Anbetern umlagert war. In die Gesellschaften wußte sie bald ihren menschenscheuen Vetter zu ziehen, vielleicht zog ihn noch mehr ein Gefühl hinein, das gerade durch die

Verehrung erwachte, deren Gegenstand die schöne Cousine war. Er überwand seine Scheu. Er war ein schöner, junger Mann, er hatte seinen Geist und seine Kenntnisse während jener drei Jahre nicht verloren; er hatte einen festen, bestimmten und zugleich etwas melancholischen Charakter dazu gewonnen. So kam ihm die Gesellschaft entgegen und er fing an, mehr und mehr heimisch darin zu werden. Man mußte ihn um so mehr achten, als man ihn nie wieder eine Karte anrühren sah. Anfangs zog er sich zurück, wenn kleine Spiele gemacht wurden, später blieb er, aber keine Miene verrieth, daß er auch nur das geringste Verlangen trage, mitzuspielen. Die Spiellust schien völlig in ihm erstorben zu sein.

Vielleicht hatte auch ein Anderes dazu beigetragen. Die Frau von Braunthal konnte sich auf die Dauer einer Verpflichtung nicht entziehen, die sie gegen sich, gegen ihre großen Güter, gegen ihre Familie, gegen ihre ganze Stellung hatte: sie mußte sich wieder vermählen. Ihr Herz schien nur noch nicht gewählt zu haben, und doch vielleicht. Es schwankte wohl nur noch. Sie war ihrem Vetter gewogen, den sie gerettet hatte, ihr Herz schien — —"

Der junge Baron zögerte in seiner Erzählung,

warf einen ungewissen, fragenden Blick auf seinen Onkel, wollte fortfahren. Der Polizeipräsident kam ihm zuvor.

„Es handelt sich um Herzensgeheimnisse, Waldemar?“

„Ja, Onkel.“

„Gehören sie nothwendig zur Sache?“

„Durchaus nothwendig nicht.“

„So ehre auch die Polizei die Herzensgeheimnisse der Damen.“

Der Neffe verbeugte sich und fuhr fort:

„Kurz, Frau von Braunthal entschloß sich, dem Drängen der Ihrigen nachzugeben und die Wahl ihres zweiten Gatten zu treffen. Gerade heute will sie den Erwählten der Gesellschaft vorstellen, und erst heute will sie ihre Wahl treffen. Am heutigen Abend ist große Gesellschaft bei ihr. Der ganze Adel der Gegend ist dazu geladen. Die Einladungen sind selbst bis in die Residenz erfolgt. Dieser Umstand war es, der mich zuerst aufmerksam machte, als ich von der Zusammenkunft im Jägerkrug hörte, in welcher eine Dame den jungen Mann, den wir als Mörder verfolgen wollen, ein Wiedersehen auf heute zugerufen hatte.

In Beziehung auf den jungen Mann muß ich weiter noch bemerken: In der Nähe von Braun-

thal liegt das Rittergut Ehrenfels. Die Familie, der es gehört, will es verkaufen. Der Bankier Neukomm hier, für den bedeutende Hypotheken-Capitalien auf dem Gute stehen, hat den Auftrag des Verkaufs erhalten. Die Frau von Braunthal wünscht das Gut zu erwerben. Sie hat vor vierzehn Tagen ihren Vetter mit Vollmacht hierher geschickt, den Kauf mit Neukomm abzuschließen. Sie hat ihm zugleich eine baare Summe von zwanzigtausend Thalern, als wahrscheinlichen oder möglichen Anzahlungspreis, mitgegeben. Hat sie ihn vor acht Tagen am Jägerkrug gesehen, so hat sie ihm dort ein kurzes Rendezvous gegeben, vielleicht um wegen des Kaufs mit ihm zu sprechen, vielleicht auch in einer andern Absicht."

Der junge Baron warf bei diesen Worten auf seinen Onkel einen leichten Seitenblick, der zu verstehen gab, daß sie noch ein besonderes Geheimniß vorbehalten sollten und fuhr dann fort:

„In der letzten Zeit muß den Baron von Oehringhausen hier in der Residenz die alte Krankheit, die Wuth des Spiels, wieder ergriffen haben, in jener unerklärlichen Weise, in welcher sich des Trinkers nach jahrelanger musterhafter Enthaltsamkeit und Genügsamkeit die furchtbare Leidenschaft wieder bemächtigt. Durch den Bankier

Neukomm werden wir Gewißheit erhalten. Der Herr von Oehringhausen sollte heute Abend auf Schloß Braunthal sein. Er müßte also jetzt das Kaufgeschäft abgeschlossen und die Anzahlungssumme bezahlt haben. Ist das nicht geschehen, hat der junge Mensch das Geld verspielt, und wir sind, bei allen anderen zutreffenden Umständen, auf der Spur des Mörders, den trotz aller sonstigen Ehrenhaftigkeit seines Charakters die Wuth des Spieles zuletzt zum Verbrechen getrieben hat."

„Du hast Recht, Waldemar," sagte der Präsident und die andern Beamten stimmten ihm bei.

Der Polizeicommissair, den der Präsident zur Verfolgung der drei andern wahrscheinlichen Theilnehmer des Verbrechens ausgeschickt hatte, kehrte zurück. Er hatte seinen Auftrag umsichtig und vollständig und weiter ausgeführt, als der Präsident hätte ahnen können.

Er hatte schnell den Fuhrmann in der Gartenstraße ermittelt, der drei Fremde nach dem Jägerkrug gefahren hatte. Er war zum Bornholm'schen Kaffeehause bestellt worden und dort um fünf Uhr Abends eingetroffen. Drei Fremde hatten sich in den Wagen gesetzt und ihm befohlen, sie zum Jägerkrug zu fahren und dort zu warten, indem sie nach wenigen Stunden zurückkehren würden.

Die Beschreibung der drei Fremden paßte genau auf die drei Verbrecher. Der Kutscher hatte zwischen neun und zehn Uhr den Jägerkrug wieder mit ihnen verlassen, er hatte sie direkt zu dem Nordbahnhofe der Residenz führen müssen; sie waren dort wenige Minuten nach eilf Uhr angekommen, um ein viertel auf zwölf war der Zug zur Hafenstadt abgegangen; sie waren mit dem Zuge abgefahren. Das waren die ersten Ermittelungen, die der Criminalcommissair gemacht hatte. Er hatte sich darauf sofort zum Telegraphen-Bureau begeben und nach der Hafenstadt telegraphiren lassen. Bis zur Ankunft der Rückantwort hatte er weitere Erkundigungen nach den drei Menschen im Bornholm'schen Kaffeehause und und in den Gasthöfen angestellt, in denen sie logirt hatten. Die Nachrichten bestätigten, daß die Drei Spieler von Profession waren, stellten zugleich heraus, daß sie seit fünf bis sechs Tagen in dem Kaffeehause mit allerlei Leuten gespielt hatten, und daß unter den Spielern namentlich auch ein Russe, der ein russischer Courier sein soll, und ein junger Mann gewesen sei, auf welchen die Beschreibung des Herrn von Oehringhausen paßte.

Es blieb kein Zweifel, daß man auch bezüglich der drei andern Theilnehmer des Verbrechens

auf der richtigen Spur war. Allein man hatte sie vergeblich gefunden. Schon in derselben Stunde war die telegraphische Antwort aus der Hafenstadt eingetroffen. Die drei Menschen waren dort mit dem Nachtzuge aus der Residenz angekommen, hatten sich sofort zum Hafen begeben und in diesem ein Schiff bestiegen, das zur Abfahrt nach Amerika bereit lag und in der nächsten Stunde abgefahren war. Die Polizei der Hafenstadt meldet zugleich, die drei Menschen seien bekannte Betrüger und Spieler, ihrem Herkommen nach polnische Juden, die aber seit Jahren in den Seestädten des Continents, Großbritanniens und Amerikas auf ihr Gewerbe sich umhertreiben.

Zu erreichen waren diese drei Verbrecher nicht mehr. Um so größeres Gewicht war auf die Verfolgung des Vierten zu legen.

Daß dieser Vierte der Herr von Oehringhausen sei, wurde völlig zweifellos festgestellt.

Der Bankier Neukomm erschien.

„Der Herr von Oehringhausen," erklärte er auf Befragen, „war vor etwa vierzehn Tagen hier angekommen und steht oder stand vielmehr seitdem mit mir in Unterhandlungen über den Ankauf des Gutes Ehrenfels für seine Cousine, die Frau

von Braunthal. Das Geschäft war abgeschlossen. Es handelte sich nur um die Niederschreibung und um die Auszahlung der Gelder. Dies sollte vorgestern erfolgen. Der Herr von Oehringhausen erschien nicht. Dagegen fand er sich gestern bei mir ein, entschuldigte sein Ausbleiben damit, daß er ohne Antwort von seiner Cousine sei, die ihm zugleich das Auszahlungsgeld in Wechseln habe übersenden sollen, und fügte bei, daß er durch das Ausbleiben der Wechsel in weitere Verlegenheit gekommen sei, indem er eine Summe von tausend Thalern zu zahlen habe, und ersuchte mich, ihm diese vorzustrecken. Ich fand kein Bedenken, ihm das Geld zu geben."

Der Bankier wurde entlassen.

„Und was nun?" sagte der Präsident. „Max von Oehringhausen ist der vierte Mörder. Er ist wahrscheinlich sogar der Haupttheilnehmer an dem Verbrechen. Er war es, der den Ermordeten zum Jägerkrug hat hinauslocken müssen."

„Ich kann dies bestätigen," sagte der Commissair, der die Spur der drei Spieler verfolgt hatte. „Ein Kellner im Bornholm'schen Kaffeehause theilte mir mit, wie an den vergangenen Abenden der Russe dem jungen Mann, welcher der Herr von Oehringhausen sein soll, große Sum-

men im Spiele abgewonnen habe, wie am vorgestrigen Abende der junge Mann heimlich und in großer Aufregung mit dem Russen gesprochen, und wie der Russe ihn, den Kellner, darauf gefragt habe, ob das Spiel hier im Kaffeehause wirklich der Gefahr einer Ueberrumpelung von Seiten der Polizei ausgesetzt sei. Der Kellner hatte das nicht leugnen können."

Der Commissair theilte zugleich Weiteres mit. In dem Bornholm'schen Kaffeehause war bei seiner Ankunft noch Gesellschaft gewesen, Spieler, die ihr Nachtgeschäft beendigt hatten. Er hatte ihnen den Mord erzählt. Darauf war denn auch zum Vorschein gekommen, daß der Russe nichts weniger als ein russischer Courier sei, sondern ein in Petersburg, Moskau und Archangel berüchtigter falscher Spieler, der sich in Deutschland für einen Courier ausgegeben, um unter dieser Maske seine Betrügereien desto sicherer treiben zu können.

Das war freilich eine Entdeckung, die, nach einem etwas vulgären Sprüchworte, wie ein Eimer kalten Wassers auf den Polizeipräsidenten wirkte. Indeß, sein Neffe wechselte einen Blick mit ihm, und der Eifer des gewandten und erfahrenen Polizeichefs zeigte sich um so weniger erkaltet.

„Es verändert nichts an der Sache,“ sagte er. „Der verübte Mord bleibt Mord. Unsere Aufgabe ist dieselbe, Waldemar: Wohin kann der Mörder, den wir vor der Hand, und vielleicht für immer, nur allein verfolgen können, sich gewendet haben? Nur Du wirst Auskuntf darüber geben können.“

„Auch ich habe nur Vermuthungen, lieber Onkel,“ sagte der junge Baron.

„Und die sind?“

„Max von Oehringhausen ist, so lange die Leidenschaft des Spieles ihn nicht bemeistert, ein fester, ehrenhafter Charakter. Er kann also sein Verbrechen nur in der völligen Verblendung seiner Leidenschaft verübt haben. Nachdem es verübt war, trat die Helle seines Geistes wieder ein; er hatte darum keine Gemeinschaft mehr mit den Genossen seiner That. Er wird aber auch, wie schon früher einmal, für Alle, die ihn kennen, nicht mehr da sein wollen. Er ist an der See bekannt. Einen Hafen kann er nicht zu gewinnen suchen, er müßte dort schon auf seine Verfolger zu treffen fürchten. Er wird deshalb durch Fischer der Küste zu entkommen suchen. Nach der Küste hin und zwar in ziemlicher Ausdehnung wird er zu verfolgen sein. Dabei können zwei Eventuali=

täten eintreten. In der Erwartung, noch nicht in der Nacht verfolgt zu werden, kann er den Weg zur Küste über das Gut seiner Mutter, oder gar über das seiner Cousine genommen haben. Ich kann mir wenigstens lebhaft denken, wie er namentlich das Bedürfniß fühlen muß, sich einmal gegen Frau von Braunthal noch mündlich auszusprechen, anders, als ein Brief es könnte. So würden wir drei Punkte zur Verfolgung haben: nach der Küste, nach dem Gute Schlüsselburg und nach dem Gute Braunthal. Alle drei Punkte müssen zum Ziel der Verfolgung gemacht werden. Die Küste ist auf dem geraden Wege sieben Meilen von hier entfernt. Schlüsselburg ungefähr eben so weit; Braunthal liegt ein bis zwei Meilen weiter. Sie liegen sämmtlich fast in einer Richtung. Er ist zu Fuße. In dem Schnee kann er nur langsam vorwärts kommen. Wir überholen ihn mit unsern Pferden. Ich unterwerfe das Weitere Ihren Befehlen, lieber Onkel."

Der Polizeipräsident ging wieder zu Rathe mit seinen Beamten. Dem jungen Baron wurde beigestimmt. Das Resultat war dann, daß die Verfolgung des Flüchtlings in der angegebenen Weise beschlossen und ihre Leitung dem jungen

Baron übertragen wurde. Die erforderliche Anzahl von Commissairen, Sergeanten und Gensd'armen wurde ihm beigeben, ein schriftliches Commissorium für ihn ausgefertigt und die Anordnungen zur schleunigen Abreise der Beamten auf allen Seiten getroffen. Vor der Abreise hatte der Neffe noch ein Gespräch unter vier Augen mit dem Polizeipräsidenten. Dieser hatte ihn zu sich rufen lassen.

„Waldemar, Du warst auf dem Wege, eine Unvorsichtigkeit zu begehen und Sachen auszuplaudern, die gerade für Deinen gegenwärtigen Auftrag geheim bleiben müssen."

„Aber sie werden später bekannt werden, Onkel," sagte der Neffe. „Können sie dann nicht ein zweideutiges Licht auf Sie und mich werfen?"

„Bah, für die Polizei krönt Alles der Erfolg. Indeß, erzähle mir doch. Nicht wahr, Dein Bruder Adalbert hofft heute seine Verlobung mit der schönen, reichen Wittwe zu feiern?"

„Er hofft es. — Er wäre seiner Sache sicher, wenn dieser Max von Oehringhausen nicht wäre."

„Sie liebt ihn wohl mehr als Deinen Bruder?"

„Ich fürchte, sie liebt ihn allein, und nur die Stellung Adalberts und seine glänzenden Aussichten für die Zukunft, die ihrer Eitelkeit und

ihrem Stolze schmeicheln, haben ihr bisher die Wahl schwer gemacht."

„Nun, von heute an hat sie ja keine Wahl mehr."

„Aber auch Adalbert vielleicht keine Aussicht mehr."

„Und warum nicht?"

„Wenn sie den Andern wirklich liebt —"

„Mein Freund, was ist Liebe?" Eitelkeit, Stolz, Hochmuth und so weiter. Reise Du ab. Ich wünsche Dir und Deinem Bruder Glück. Mögest Du den Mörder einfangen und heute Abend die Verlobung Deines Bruders feiern."

Den jungen Baron durchzuckte auf einmal etwas.

„Onkel, wie könnte sie dem Bruder des Schergen, der ihren Geliebten dem Schaffot überliefert, ihre Hand reichen? Wie darf ich in ihrem Schlosse erscheinen?"

„Bah!" sagte noch einmal der Polizeipräsident. Dann sah er seinen Neffen mit Verwunderung an und fuhr fort:

„Du wirst doch nicht sentimental werden, Waldemar? Du hast Talent, Gewandtheit, Ehrgeiz. Du mußt, Du wirst Deine Carrière machen. Du legst heute den Grund dazu und bringst Dei-

nen Gefühlen für Deinen Bruder ein schweres Opfer. Um so höher wird Dir der Erfolg Deiner Mission angerechnet. Und nur zu Einem wünsche ich Dir noch Glück: daß Du den Mörder in dem Schlosse der schönen Frau auffinden und ihn dort, meinetwegen mitten in der glänzenden Gesellschaft, die eine glänzende Verlobung feiern will, verhaften mögest. Du bist dann ein gemachter Mann. Dein Bruder wird die Hand der schönen Wittwe ohnehin gewinnen. Reise glücklich."

Onkel und Neffe verabschiedeten sich. Es war sechs Uhr Morgens.

III.

In Wald und Feld.

Der Morgen fing an zu grauen. Ein Mann in Pelz und Pelzmütze erhob sich von einem Baumstumpf, auf dem er zusammengekauert gesessen hatte. Er war mitten im Walde. Ihn umgaben nur Bäume und Schnee — Schnee zu seinen Füßen, rund um ihn her, über ihm, an den vertrockneten Zweigen und Aesten der Bäume, an

dem Stnmpfe, auf dem er saß. Er hatte es wohl nicht gewahrt, als er sich hingesetzt hatte. Er hatte sich verirrt in dem weiten Walde, er war die ganze Nacht darin umhergeirrt; der Schnee hatte die Pfade verwischt. Er hatte zuletzt darauf verzichtet, einen Ausweg zu finden. Müde zum Umsinken, von Schweiß triefend in der kalten Winternacht, hatte er sich da auf dem Stumpfe eines Baumes niedergelassen. Sein Körper konnte hier wohl ausruhen, desto lebhafter mochte es in seinem Innern toben. Der Schlaf kam nicht in seine Augen. Dem Schweiße folgte der Frost und dieser schüttelte ihn auf. Er wollte sich erheben, wollte versuchen, endlich den Weg aus dem Walde zu finden — vergeblich, er sank zurück. Was hätte ihm das Suchen auch geholfen in der pfadlosen Waldung! Die müden Augen hatten sich zuletzt geschlossen.

Im Osten dämmerte an dem grauen Winterhimmel ein trübrother Streifen herauf und verkündete den Tag. Der Verirrte schlug die Augen auf, zog seine Uhr hervor; es war halb acht Uhr Morgens. Er erhob sich. Der Streifen am Morgenhimmel war heller und röther geworden, er beschien die gebeugte Gestalt, das tiefblasse, fast entstellte Gesicht eines jungen Mannes. Derselbe

blickte einen Augenblick umher, dann sann er nach. Er schien die Richtung, die er suchte, mit der Gegend zu vergleichen, in der es dämmerte. Er verließ seinen Platz und wandte sich nach Norden. Er ging fünfzig Schritt auf dem Schnee unter den Bäumen dahin: auf einmal stand er wie erstarrt. Er befand sich vor einer Landstraße, die sich durch den Wald zog. Auf der andern Seite der Straße stand ein einsames Haus. Er erkannte es, es war der Jägerkrug.

„Hierher mußte ich zurück," rief er. „Ist das die Stimme des Schicksals? Bin ich verloren?"

Er wollte den Fuß voransetzen, aber er erkannte noch mehr.

„Dort, dort sah ich sie zuletzt. Gerade an dieser Stelle hielt ihr Wagen, stand ich an ihrer Seite, drückte sie mir die Hand, rief sie mir zu: «heut über acht Tage!» ließ sie mich das höchste Glück ahnen. Gerade heute sind es acht Tage, gerade heute sollte mein Glück sich erfüllen. Ich könnte auf dem Wege zu ihr sein. Und bin ich es denn nicht? Ja, dahin führt der Weg. Aber kann er den Mörder zu ihr hinführen? Aber, bin ich denn ein Mörder? Bin ich es?"

Der Trab mehrerer Pferde wurde gehört. Sie kamen näher, von der Residenz her. Es waren

zwei Gensd'armen. Sie warfen, indem sie an dem Jägerkruge vorübersprengten, bezeichnende Blicke auf diesen und jagten weiter. Der junge Mann war unwillkürlich in das Dickicht des Waldes zurückgesprungen, als er das erste Geräusch vernahm.

„Und ich wäre kein Mörder?“ sagte er. „Warum durfte ich mich ihnen nicht zeigen? Bin ich es denn nicht, den sie schon verfolgen? Sie sahen nach dem Kruge hin. Dort hat er sein Verbrechen verübt, dem wir nachsetzen, sagten ihre Blicke, sprachen sie wohl rasch zu einander. Der Mord mußte in der Nacht entdeckt werden. Es wurde sofort die Anzeige gemacht. Die Mörder werden nach allen Seiten hin verfolgt. Ich bin einer von ihnen, ich muß es ihnen sein; denn ich war bei den Andern. Ich bin es ihnen, bis ich meine Unschuld beweise. Werde ich das je können? Und habe ich ihn nicht in der That getödtet? Jener Andere schnürte ihm die Kehle, aber ich drückte ihm das von Blut unterlaufene Gesicht zurück. Er war ein starker Mann. Der Schlag wird ihn gerührt haben, ich führte ihn herbei, ich war sein eigentlicher Mörder.“

Er verlor sich in Nachsinnen.

„Aber war ich es?“ rief er dann wieder. „Und

wenn ich auch seinen Tod herbeigeführt habe, wollte ich ihn denn? Nein, nein, meine Seele hat nicht an seinen Tod gedacht. So tief war ich nicht gesunken. Ich bin kein Mörder."

Er wollte sich aufrichten, sank aber wieder zusammen.

„Die Welt wird mich doch dafür halten. Sie muß es. Die Gerichte müssen es. Gemordet ist er, planmäßig gemordet durch jene Elenden. Darum hatten sie mich beredet, mit ihm hierher zu kommen, um ihn und mich zu berauben. Sie werden verschwunden sein. Sie kannten alle Ränke, alle Schlupfwinkel. Ich allein blieb zurück. Ich war ihr Genosse. Ich habe sogar das Schlachtopfer hierher geführt. Kann man mir glauben, wenn ich betheure, unschuldig zu sein, von dem Raub- und Mordplane nichts gewußt zu haben? Und selbst wenn sie gefangen werden, werden sie nicht die größte, werden sie nicht alle Schuld auf mich wälzen? Ja, ich bin der Mörder, ich bleibe es. Aber nur für die Welt, nicht für Ein Herz. Und dieses Herz darf sich nicht täuschen, muß klar sehen. Und nicht noch Eins? Meine arme Mutter —!"

Er verlor sich in langes, tieferes, schmerzlicheres Nachdenken.

„Kennt man mich denn?“ rief er einmal. Und ein Hoffnungsstrahl schien in seinem Innern aufleuchten zu wollen. Aber er mußte in demselben Augenblicke das Haupt wieder senken. „Thörichte Hoffnung! Das Auge der Polizei sieht scharf. Kannte mich auch in dem Kruge dort Niemand, sie werden meine Spur, meinen Verkehr mit den Spielern und dem Ermordeten, meine Verluste, mein Verschwinden seit gestern ermitteln. Sie werden Folgerungen daraus ziehen, Vermuthungen daran knüpfen, sie sind schon auf meiner Spur; jene Gensd'armen jagten mir nach. So ist durch das ganze Land die Hetzjagd nach mir im Gange. Und was nun? Wohin? Mich ihnen ergeben? Mein Haupt auf den Block legen, trotzdem, daß ich unschuldig bin? Fliehen? Um dadurch recht mich schuldig zu bekennen? Fliehen? Um auch ihr den letzten Glauben an meine Unschuld zu nehmen? Was helfen spätere Briefe, geschriebene Worte? Nur wenn das Herz warm zum Herzen spricht, kann es überzeugen. Aber kann ich es? Darf ich es?“

Er schwieg. Der Angstschweiß war auf seine Stirn getreten. Der Frost schüttelte ihn. Er hüllte sich in seinen Pelz.

„Fort!“ rief er dann.

Er stürzte fort. Wohin, sagte er nicht und wußte es wohl selbst nicht, jetzt nicht, da der völlig angebrochene Tag ihm Richtungen und Wege zeigte. Er hatte das Ende des Waldes erreicht und stand auf einer kleinen Anhöhe, wo er die Aussicht in ein weites, flaches Land hatte. Aber der Tag war trübe geblieben, der Himmel war grau rund umher. Selbst die lichten, hellen Streifen der Morgenröthe waren verschwunden. Sein Blick konnte die Nebel- und Schneeluft vielleicht kaum eine halbe Meile weit durchdringen.

Aber dennoch schien er das Ziel zu erkennen, dem er seine Schritte zuwenden mußte. Es war in weiter Ferne, weit hinter dem Nebel, durch den er nicht schauen konnte. Er kannte die Gegend, er kannte aber auch etwas Anderes. Es war nur ein weites Schneefeld vor ihm, ohne Anhöhe, ohne Gehölz, selbst ohne Hecken und Zäune, die ihn hätten gegen Verfolger schützen, hinter denen er sich hätte verbergen können. Und der Schnee war so hell und jeder dunkle Punkt darauf war zu erkennen, so weit eben das Auge reichte. Nur einzelne wenige Häuser lagen in der Fläche zerstreut umher. War aber dort Schutz zu finden, wenn er verfolgt wurde? Fiel er nicht, wenn er

sich hineinflüchten wollte, in einen um so verderblicheren Hinterhalt?

Er hatte lange Zeit gebraucht, um das Ende des Waldes zu erreichen. Die neunte Morgenstunde war vorüber, wie ihm seine Uhr zeigte. Er hatte sich auf dem Schnee niedergelassen, seinen ermüdeten Gliedern eine kleine Erholung zu verschaffen. Er war hungrig und durstig, da er seit so vielen Stunden nichts genossen. Den Hunger konnte er nicht stillen, den Durst löschte er mit dem Schnee, der in Fülle ihm zur Seite lag. So stärkte er sich zu dem schweren Gange, den er zu machen hatte, zu der fürchterlichen Hetzjagd, der er entgegen ging. Er warf noch einmal den Blick in das Land hinein, er sann nach, dann erhob er sich. Er zog den Pelz aus und faltete ihn zusammen, die Haare nach innen, und hing ihn über den Arm. Der Pelz am ersten mußte ihn verrathen, wenn Verfolger hinter ihm waren oder wenn Verfolger vor ihm ihn schon signalisirt hatten. Er sah sich nach allen Seiten um. Die Schneelandschaft lag still und todt da. Er sah keine Bewegung, er vernahm keinen Laut.

Er trat seinen Weg an und ging in gerader Richtung in das Land hinein. Er vermied die einzelnen Häuser, die zerstreut umherlagen, schritt

rasch voran und kam ungehindert weiter. Es war still um ihn her geblieben, ohne Bewegung, ohne Laut. Er hatte längst jene Gegend hinter sich, die sein Blick am Saume des Waldes hatte durchmessen können. Die Landschaft war dieselbe geblieben, nur war er an einigen Dörfern vorbeigekommen. Es waren ihm einmal Menschen, Landleute, begegnet, er hatte ihnen nicht ausweichen können, ohne sich verdächtig zu machen. Sie hatten ihn vielleicht neugierig, aber nicht mit mißtrauischen Augen angesehen. Verfolger hatten ihn also auch hier noch nicht überholt, noch nicht angekündigt. Er konnte sicherer werden. Die Erschöpfung seiner Kräfte wurde fühlbarer und er konnte das Bedürfniß nach stärkender Nahrung nicht mehr zurückweisen. Er kam in die Nähe eines einzeln stehenden Hauses; es war vielmehr eine Hütte; ein armer Hirt wohnte wohl darin. Es lag ihm zur Seite, etwas im Grunde, an dem Abhange eines kleinen Hügels. Er wagte es, seine Schritte hinzulenken und ging zuerst um den Hügel herum; es war dort still, wie es auf der andern Seite gewesen war. Er erstieg den Hügel, hatte den Blick frei nach allen Seiten und gewahrte nichts Verdächtiges. Er sah sich das kleine Haus genauer an, es lag so ruhig da, nur

an einem Fenster saß ein Kind, das mit Holzspänen spielte. Er ging zu dem Hause. Die Thüre stand offen. Er trat hinein und horchte. Er hörte kein Geräusch. Dann vernahm er neben dem engen Flur eine Kinderstimme; eine Frauenstimme antwortete; weiter wurde kein Laut hörbar. Er klopfte an die Thüre, hinter der er die Stimmen vernommen hatte. Die Thüre wurde von innen geöffnet, eine junge Frau stand vor ihm.

„Ich habe mich verirrt und bin hungrig," sagte er. „Könnten Sie mir ein Stück Brod geben und vielleicht etwas Milch?"

Die Frau war nicht erschrocken. Sie sah ihn mitleidig an; sie sah so klar den Hunger und die Erschöpfung in seinem Gesichte.

„Kommen Sie herein," sagte sie, „sie sollen es haben."

Er trat in die Stube. An dem Fenster saß das Kind, das er vom Hügel aus gesehen hatte. Es war ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren, es sah ihn unbefangen an. Er fühlte sich sicher. Die Frau hatte ihm nur Mitleiden gezeigt; dem Kinde fiel er nicht auf, und es mußte doch schon Verstand genug haben, um sich in seiner Nähe unheimlich zu fühlen, wenn bereits Verfolger hier gewesen wären und von einem verfolgten Mörder

gesprochen hätten. Er ließ sich an einem Tische nieder. Die Frau brachte ihm Brod und Milch. Er begann davon zu genießen.

Die Frau setzte sich zu dem Kinde. Sie sah doch neugierig zu ihm hinüber. Das Kind war noch neugieriger geworden und, da die Mutter da war, auch dreister. Es verließ seinen Platz am Fenster, es trat näher zu dem Fremden hin. Er hatte seinen zugefaltenen Pelz neben sich gelegt. Die Neugierde des Kindes mußte ihn näher untersuchen. Es schien auf einmal zu erschrecken. Es ging zu seiner Mutter zurück, es sprach leise zu ihr.

„Mutter, er hat einen Pelz; er ist braun."

Das Ohr des Verfolgten ist scharf. Der Fremde hatte die Worte gehört. Der Bissen, den er im Munde hatte, drohte ihn zu ersticken. Die Verfolger waren schon da gewesen, er war verrathen.

Die Frau war in die Höhe gefahren. Sie starrte nach ihm, sie starrte nach dem Pelze neben ihm. Er mußte sich zusammennehmen.

„Es ist ein Biberpelz," sagte er zu der Frau; „fällt er Ihnen auf?"

„Nein, nein," sagte die Frau ängstlich.

„Ich komme von Rödinghausen," fuhr er fort,

„und will nach Heringsdorf. Dort treffe ich Bekannte, mit denen ich weiter fahre. Wir wollen zur Residenz. In der Schneefläche hatte ich mich verirrt.“

Er hatte zwei Dörfer genannt, die in der Nähe lagen. Er war also bekannt in der Gegend. Die Angst, das Mißtrauen der Frau verloren sich.

„Sie haben noch dreiviertel Stunden bis Heringsdorf,“ sagte sie.

„Ich weiß es,“ erwiderte er. „Aber weshalb war Ihnen mein Pelz aufgefallen?“

Die Frau antwortete nicht.

„Weil ich ihn trotz der Kälte abgelegt hatte? Er war mir beim Gehen zu schwer.“

Die Frau hatte Angst und Mißtrauen ganz überwunden.

„Das war es nicht,“ sagte sie. „Aber vorhin waren ein paar Herren zu Pferde hier, die fragten, ob kein Fremder in einem braunen Pelz vorbeigekommen sei.“

„Und warum fragten sie darnach?“

„Er werde von der Polizei verfolgt; er habe Jemanden erschlagen.“

Der Fremde schien ruhig nachzusinnen.

„Beschrieben sie den Fremden sonst noch?“ fragte er dann.

„Es sei ein feiner junger Herr, mit einem blassen Gesichte und —“

Die Frau stockte. Sie hatte den Fremden wieder genauer angesehen.

„Und —?“ fragte der Fremde.

„Und einem hellen Schnurrbart,“ sagte die Frau.

„Ah, der Schnurrbart träfe ja auch bei mir zu.“

Die Frau schwieg. Sie mochte doch wieder ungewiß geworden sein. Dem Kinde war unheimlich geworden, es drückte sich an die Mutter.

Der Fremde fuhr fort, sein Brod zu verzehren, er that nur mehr so, er konnte die Bissen kaum hinunterwürgen. Er erhob sich.

„Was bin ich schuldig, Frau?“

„Nichts, nichts.“

Die Frau sprach es, wie mit Schrecken abwehrend.

Er zog ein Silberstück hervor und gab es dem Kinde.

„So nimm Du das zum Andenken.“

Das Mädchen nahm in Angst und Verwirrung das Geld, aber sie faßte es an, als sei es brennendheiß.

Der Fremde ging, mit seinem Danke für die

Stärkung, die ihm geworden. Aber draußen, als er allein war, schüttelte er den Zwang von sich, den er sich angethan hatte, um eine neue Last auf sein schweres Herz zu wälzen.

„Das ist der Fluch des Mordes! Geächtet! Von den Menschen geflohen und verfolgt. Das Entsetzen vor dem Mörder verweigert ihm die Nahrung, das Obdach. Seinen Dank stoßen sie zurück, als wenn sie durch Annahme Theil hätten an seiner That, an seiner Verdammung! Und ich sollte zu ihnen gehen? Zu der Mutter; zu der Geliebten? Muß ich nicht dennoch immer und immer auch ihnen der Mörder sein? Und wenn sie mir auch glauben, kann die Welt es? Ich bin der Geächtete, der Verfluchte!"

Dann mußte er wieder an seine Sicherheit denken.

„Aber leben muß ich, leben will ich. Ich bin kein Mörder. Ich will nicht als Mörder sterben."

Er schlug den Weg nach dem Dorfe Heringsdorf ein, das er der Frau genannt hatte. Er führte ihn an dem Hügel vorüber. Als er an dessen anderer Seite war und von dem Hause nicht mehr gesehen werden konnte, machte er Halt. Er überzeugte sich, daß Niemand aus dem Hause

ihm gefolgt war. Dann durchmaß sein Blick die Gegend.

„Dort rechts weilt die Mutter, noch mehr rechts ist das Schloß Cäciliens. Ich darf nicht mehr hin, sondern muß auf dem geradesten Wege die See, das Leben gewinnen."

Er setzte seinen Weg fort und wandte sich links dem vollen Norden zu. Er schritt ungehindert weiter. Die Landschaft blieb flach. Der Boden war überall mit Schnee bedeckt. Nur einzelne Häuser und Gehöfte ragten dunkel über die weißen Schneeflächen hervor; dann und wann ein Edelsitz. Es war Mittag geworden; der Tag war trübe, wie am Morgen, die Mittagsruhe machte das Land ganz wie ausgestorben. Der Flüchtling schritt um so vorsichtiger weiter. Die kurze Rast, die wenige Nahrung hatten ihn doch gestärkt. Die Gewißheit, daß er verfolgt sei, daß die Verfolger ihn überholt hatten, daß er einem Kampfe um sein Leben entgegengehe, daß er jetzt schon auf seiner Flucht mitten in diesem Kampfe sei, belebte ihn. Er schritt eben so rüstig wie vorsichtig voran. Es blieb ruhig um ihn her.

Auf einmal stutzte er gleichwohl. Er war in ein mehrfach durchschnittenes Land gekommen. Kleine Gehölze wechselten mit weiten Ackerflächen,

mit eingefriedigten Wiesen und Weiden; Wiesen und Weiden durchschnitt ein breiter Strom, frei von Eis. Der Strom war zu seiner rechten Seite. Er warf besorgte Blicke nach links; auch dort zog sich ein Fluß durch die Ebene hin und war ebenfalls vom Eise frei. Beide Ströme schienen in weiterer Ferne sich zu vereinigen. Einen von ihnen mußte er passiren, um zu seinem Ziele zu gelangen. In der Nähe war kein Uebergang; erst weiter unten, wo beide sich vereingten, führte eine Brücke hinüber. Er war gefangen und verloren, wenn die Blücke nicht frei, wenn sie von seinen Verfolgern besetzt war. Er wußte das alles, denn er kannte die Gegend genau. Er hatte seinen Schritt gehemmt, um zu überlegen. Er mußte ungesehen bis zur Brücke gelangen, um zu untersuchen ob sie frei sei. Schon die Untersuchung war gefährlich. Zu beiden Seiten der Ufer, zu beiden Seiten der Brücke standen dichte Weidenbäume, die langen Zweige derselben hingen voll Schnee und konnten ihn zwar so den Verfolgern verbergen, aber diese auch ihm, und in dem Moment, da er sich frei glaubte, konnte er ergriffen sein. Er mußte dennoch den Versuch wagen und ging weiter, hielt sich dicht hinter den Weiden des Stromes zur rechten Seite und durchschnitt nie-

drigen Wiesengrund; so war er, bis auf ein paar hundert Schritte weit, der Stelle nahe gekommen, wo die beiden Ströme zusammenflossen. Eine steinerne Brücke führte da hinüber. Ein weitläufiges Gehöfte lag zur Seite von der Brücke.

Er stellte sich dicht an einen Weidenbaum und horchte und spähte nach der Brücke, nach dem Gehöfte. Es war überall still. Er wagte sich weiter, er mußte an dem Gehöfte vorüber. Er ging Schritt vor Schritt mit fast angehaltenem Athem. Das Gehöft war noch fünfzig Schritt von ihm entfernt. Ein Hund schlug auf dem Hofe an. Er stand still und wagte nicht den Fuß zu bewegen, damit das Knirschen des Schnee's ihn nicht verrathe. Seine Augen suchten die Häuser, die Räume zwischen ihnen zu durchbohren. An einer Scheune stand ein Mensch im blauen Kittel. Derselbe verschwand hinter der Scheune. War er eine ausgestellte Wache? Hatte er ihn gesehen? War er in das Haus gegangen, um seine Anwesenheit zu verkünden, den Beamten oder Gensd'armen, die dort auf ihn warteten?

Ein entscheidender Augenblick seines Lebens war da. Leben oder Tod war die Frage für ihn. War er gesehen und verfolgt, so war er verloren, er konnte nicht vorwärts, er konnte auch nicht zu-

rück. Nur muthiges Wagen konnte ihn retten. Hoch, aufrecht und frei ging er dem Gehöfte näher; er war an dessen Seite und mußte dennoch seinen Schritt wieder hemmen. Er übersah die Brücke vor ihm; an ihrer andern Seite hielten zwei Reiter, es waren Gensd'armen. Er glaubte in ihnen dieselben Gensd'armen zu erkennen, die er am frühen Morgen beim Jägerkrug hatte vorbeisprengen sehen. Er konnte nicht weiter. Es wäre kein Muth, kein Wagen, es wäre Wahnsinn der Verzweiflung gewesen, und die Verzweiflung hatte ihn noch nicht erfaßt, noch nicht!

Er war von den Gensd'armen nicht gesehen und konnte also zurück. Aber wohin? Er hatte schnell seinen Entschluß gefaßt. Es war drei Uhr Nachmittags. In einer Stunde mußte völlige Dunkelheit eingetreten sein. Bis dahin wollte er sich zwischen den Weiden verbergen, dann wieder näher sich zur Brücke begeben, um einen Moment abzuwarten, da diese unbesetzt sei, sollte er auch bis zur Mitternacht warten müssen. Er kehrte leise zurück, um ein sicheres Versteck zwischen den Weiden auszusuchen, wurde aber aufgehalten.

Das Gehöft, neben dem er sich befand, war ein großer Bauernhof, aus einem Wohnhause und mehreren Nebengebäuden bestehend. Aus dem

Wohnhause traten zwei Männer in Uniform, er erkannte Polizeibeamte. Sie sahen sich nach allen Seiten um. Er stand unbeweglich hinter dem grauen Stamm einer Weide. Sie gewahrten ihn nicht. Der Eine von ihnen ging zu der Brücke zu den beiden Gensd'armen, der Zweite begab sich auf die andere Seite des Hauses.

Was nun? Jener Erste rief vielleicht einen der Gensd'armen herbei; der Zweite mußte, wenn er um das Haus herumkam, fast gerade auf ihn treffen. Es blieb ihm nur ein Mittel: sofort zu entfliehen, auf dem Wege zurück, den er gekommen war. Er wollte zurück und wandte sich. Ein Mann im blauen Kittel stand vor ihm. Es schien derselbe zu sein, den er vorhin an der Scheune gesehen hatte; er konnte nur von dem Hofe hergekommen sein.

„Folgen Sie mir," sagte der Mann schnell und leise zu ihm.

Er sah den Mann zweifelhaft an. Hatte er einen Retter, hatte er einen Verderber vor sich? Aber er konnte sich nicht wehren, er konnte nicht entfliehen. Der Mann war eine kräftige Gestalt. Ein Laut von ihm hätte Beamte und Gensd'armen herbeigerufen.

„Kommen Sie geschwind," sagte der Mann, „sonst sind Sie verloren."

„Wohin?" fragte der Flüchtling.

„Folgen Sie mir."

Der Mann eilte zur Rückseite des Gehöftes. Er folgte ihm. Sie hatten in wenigen Schritten den Hof erreicht und waren an der Scheune, an der er vorhin den Menschen gesehen hatte. Derselbe öffnete die Thüre der Scheune und Beide traten hinein. Der Mann machte die Thüre wieder zu, verriegelte sie von innen. Die Scheune war voll Stroh und Heu.

„Hier findet Sie Keiner," sagte der Mann im blauen Kittel zu dem Flüchtling. „Kein Mensch, außer mir, weiß, daß Sie hier sind. Keiner sucht Sie hier, und sollte Jemand kommen, Sie können sich bis oben unter das Dach in dem Heu verkriechen. Nur still müssen Sie sein."

Der Mensch stellte sich horchend an die Thüre.

„Man geht um den Hof herum," sagte er dann. „Man sucht Sie draußen. Einer der Beamten war durch das Anschlagen des Hundes aufmerksam geworden. Man glaubte darauf, daß man an den Weiden sich habe etwas bewegen sehen, aber man hatte Sie nicht erkannt. Die

Beamten gingen doch hinaus. Da lockte ich den Hund in die Scheune und eilte zu Ihnen. Ich hatte Sie gleich erkannt."

Es war in der Scheune schon dunkel. Der Flüchtling konnte die Gesichtszüge des Menschen, der zu ihm sprach, nicht unterscheiden, aber die Stimme hatte etwas Widerwärtiges, Gemeines. Der Flüchtling konnte sich nicht entschließen, eine Frage an ihn zu richten. Der Mensch horchte noch eine Weile.

„Sie sind fort," sagte er dann. „Man sucht Sie wahrscheinlich in der Umgegend. Halten Sie sich ruhig. In einer Viertelstunde bin ich wieder bei Ihnen. Ich bringe Ihnen dann auch zu essen und zu trinken. Sie werden hungrig und durstig sein."

Der Flüchtling konnte wieder nichts antworten. Der Mensch schloß die Thüre auf, verließ die Scheune und verschloß sie von außen vorsichtig.

Der Flüchtling war allein. Wo er war, wußte er. Aber durch wen war er dahin geführt? Zu welchem Zwecke? Was wollte der Mensch mit ihm, den er nicht kannte, der ihn kannte, der das widerwärtige, gemeine Wesen hatte? Er sann vergebens darüber nach. Aber er war in der Gewalt des Menschen zum Guten, wie zum Bösen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Er suchte eine bequeme, verbergende Stellung im Heu.

Nach einer Viertelstunde wurde die Thüre der Scheune wieder geöffnet. Der Mann im blauen Kittel trat wieder hinein. Er trug einen Krug mit Bier und Brod und Fleisch.

„Essen Sie und trinken Sie,“ sagte er zu dem Flüchtlinge. „Unterdeß erzähle ich Ihnen und wir überlegen, wie Sie fortkommen.“

Der Flüchtling genoß doch von dem Mitgebrachten. Die Pflicht der Selbsterhaltung ist das höchste Gebot, selbst der Sittlichkeit.

„Und nun will ich Ihnen erzählen“, sagte der Andere. „Schon seit Mittag sind die Polizeibeamten und Gensd'armen hier. Sie suchen Jemanden, der in der Nähe der Residenz einen vornehmen Russen erschlagen und beraubt hat. Die ganze Gegend, bis zur See hin, ist besetzt. Hier an der Brücke ist ein besonders starker Posten. Man denkt, der Verfolgte werde gerade hierher kommen; dann muß er über die Brücke, dann müssen sie ihn fangen. Daß er hierher kommen werde, darin haben sie nun Recht gehabt, denn der, den sie verfolgen, ist der Herr von Oehringhausen, und dieser sind Sie.“

Der Mann schwieg. Der Flüchtling glaubte

durch die Dunkelheit das Leuchten zweier falscher Augen zu sehen, die in seinen Blick zu dringen suchten. Er war in der Hand des Mannes. Wozu sich verstellen?

„Woher kennen Sie mich?“ fragte er.

„Sie kennen mich nicht,“ erwiederte der Mensch. „Aber ich kenne Sie schon lange, schon wie Sie noch klein waren, und wenn ich Ihnen sage, wer ich bin, werden Sie auch mich kennen.“

„Wer sind Sie?“

„Der schwarze Kaspar.“

Man hörte, wie der Flüchtling in dem Heu auffuhr.

„Sehen Sie,“ sagte der schwarze Kaspar, „jetzt kennen Sie mich. Ja, ja, ich habe mein halbes Leben lang im Zuchthause gesessen. Ich konnte das Stehlen nicht lassen. Aber seit einem halben Jahre, seit meiner letzten Entlassung bin ich ein ordentlicher Mensch geworden und ich will es auch bleiben, wenn es angeht.“

Der Flüchtling schwieg. Er war in der Hand eines gemeinen Verbrechers. Und dieser Verbrecher wußte, wer er war, mußte ihn für einen noch schwereren Verbrecher halten, stellte sich mit ihm gleich, dünkte sich vielleicht selbst noch besser. Und was wollte der Mensch von ihm?

Der schwarze Kaspar lachte.

„Die Gensd'armen und Polizeimenschen sollen mit langer Nase von hier abziehen. Das Volk hat mich in meinem Leben genug geärgert und mißhandelt. Dafür sollen sie jetzt den Schabernack haben. Ich rette Sie vor ihnen, Herr Baron. Es ist auch noch etwas Besonderes, was mich dazu treibt. Wenn ich nicht stahl, so bettelte ich früher, und da kam ich auch oft nach der Schlüsselburg, und Sie gaben mir immer freudig und mitleidig, schon als kleiner Junker, und Ihre Frau Mutter läßt mir noch jetzt, wenn ich hinkomme, warmes Essen und einen Zehrpfennig geben. Und nun will ich Ihnen sagen, wie ich Sie von hier wegbringe. Ueber die Brücke können Sie nicht. Zwei Mann halten dort immer Wache, sie wechseln alle Stunden ab mit den zwei Andern, die hier im Hause liegen. Sie haben den Befehl, so lange hier zu bleiben, bis man Sie hier trifft, oder die Nachricht kommt, daß man Sie anderswo gefangen hat. Die beiden Ströme sind hier frei von Eis. Man meint, sie seien es überall. Aber heute Morgen entdeckte ich zufällig in dem einen eine Stelle, wo an einem Baum, der quer in's Wasser gefallen war, sich Eis angestaut hatte. Da kann man hinüber. Dahin

führe ich Sie. Sie sind dann noch kaum eine Stunde von Schlüsselburg, und dort kennen Sie jeden Schleichweg, und Sie werden von da ja wohl weiter kommen. Ruhen Sie sich noch ein halbes Stündchen aus, dann ist es völlig dunkel und ich hole Sie ab."

Der Mensch ging und der Flüchtling war wieder allein. Ein Schauder hatte ihn überlaufen, überlief ihn von Neuem.

„Ehrliche Menschen fliehen nie; sie weichen entsetzt zurück vor dem Mörder, sie verweigern ihm Nahrung, sie stoßen seinen Dank von sich! Der Verbrecher, der Dieb, der Räuber darf sich meinesgleichen nennen, sucht die Gemeinschaft mit mir, macht meinen Beschützer, meinen Retter. So tief bin ich gesunken! Bin ich es denn? Soll ich das Leben von dem Elenden annehmen? Und wenn, wenn ich es ihm verdanke, kann ich damit wieder hintreten vor meine edle Mutter, vor sie, die Geliebte meines Herzens?"

Er wand und krümmte sich in dem Heu. Der Mann im blauen Kittel kam zurück. Er war eilig.

„Sind Sie fertig, Herr Baron?"

„Ja."

„So gehen wir."

Der Flüchtling stand neben ihm; er hatte sich mit seinem Pelz bekleidet. Der Abend war sehr kalt geworden; die Kälte war auch in die Scheune gedrungen.

„Der Pelz?“ sagte der Andere bedenklich. „Er ist zu schwer. Die Verfolger könnten dicht bei Ihnen sein, er könnte Sie hindern. Und — sie sind dicht hinter Ihnen. Wir müssen eilen, wir müssen laufen.“

Der Flüchtling hatte den Pelz schon ausgezogen. Er wollte ihn in das Heu legen.

„Nein, nein,“ sagte der Mann, „hier könnte er Sie verrathen, wenn er nachher gefunden würde. In wenigen Minuten wird man Sie hier suchen. Geben Sie her.“

Er nahm den Pelz, wickelte ihn zusammen und schlug ihn über seine Schulter.

„Und nun geschwinde; unterwegs erzähle ich Ihnen.“

Sie verließen die Scheune, der Dieb führte den Flüchtling. Es war draußen dunkel, fast wie in der Scheune. Der Himmel war grau, kein Stern war zu sehen; nur der Schnee leuchtete, und man konnte auf vierzig bis fünfzig Schritte Gegenstände gewahren, wenn auch nicht unterscheiden. Die Scheune war das letzte Ge-

bäude auf dem Gehöfte; man trat aus ihr fast unmittelbar in eine Wiese. Aus der Wiese gelangte man in einen Weg, der weiter in's Land führte. Sie gelangten in den Weg und waren bis dahin sehr schnell gegangen; der Dieb mäßigte seine Schritte. Sie gingen zwischen Weiden, die nach links seitab führten, so zu dem Strom, den der Flüchtling auf seinem Herwege zur rechten Seite hatte.

„Hier verfolgt man uns nicht," sagte der Dieb, „und ich kann Ihnen erzählen. Sie waren, als sie vor einer Stunde kamen, gesehen worden, wie ich Ihnen schon sagte. Man hatte Sie aber nicht erkannt, und als Sie nicht gleich gefunden wurden, hatte man gemeint, es sei wohl nur Einer vom Hofe gewesen, den man gesehen habe. Ich gab zu verstehen, ich sei es gewesen. Ich dresche seit ein paar Tagen auf dem Gehöfte um Tagelohn. Da kam auf einmal im Galopp ein Gensd'arm angejagt und meldete, daß man Sie gesehen habe, zwischen den beiden Strömen, und auf dem geraden Wege hierher, und Sie müßten nothwendig schon hier sein. Nun war man überzeugt, daß Sie der seien, den man vorhin gesehen hatte. Daß Sie zurückgekehrt seien, glaubte man nicht, da der Gensd'arm sagte, die Leute,

die Ihnen begegnet, hätten Sie sehr ermüdet gesehen. Sie müßten also im Gehöfte verborgen sein, nahm man an, und man machte Anstalt, Schritt für Schritt den ganzen Hof zu untersuchen. Ich eilte zu Ihnen und man findet das leere Nest hinter uns. Nun hören Sie auch weiter. Der Gensd'arm theilte mit, daß an der Küste Alles besetzt sei, daß man aber das besondere Augenmerk auf die Dörfer Aarhous und Berge gerichtet hätte, die am nächsten von Schlüsselburg liegen, und wo die Leute sich am ersten Ihrer annehmen würden. Dahin dürfen Sie also nicht. Sie müssen weiter die Küste hinauf, hinter Braunthal. Sie haben noch drei Meilen bis dahin, aber Sie sind wieder rüstig, wie ich sehe, die Nacht ist lang, und da oben soll kein Schnee liegen, und ich führe Sie; ich kenne dahinten jeden Steg und Weg."

Sie waren weiter gegangen und hatten das Ufer des Stromes erreicht. Sie gingen an ihm hinauf. Es blieb still um sie her in der Dunkelheit. Der Hof lag weit hinter ihnen, sie sahen längst nichts mehr von ihm und hatten nur rings um sich her die weite Schneefläche, links die Weiden, die am Strome entlang standen, hinter den Weiden den leise rauschenden, dunkeln Strom,

über sich den trüben, schwarzen Nachthimmel. Sie mußten noch etwa eine halbe Stunde gehen, um die Stelle zu erreichen, an der sie über den Strom hinübergelangen konnten, und gingen eine Zeitlang schweigend, dann nahm der Mann im blauen Kittel wieder das Wort.

„Sagen Sie, Herr Baron, wie sind Sie denn dazu gekommen, daß Sie den Russen erschlugen?“

Den Flüchtling überlief es wieder heiß und kalt. Der Mensch hatte so vertraulich gefragt, der Verbrecher den Verbrecher, der Genosse den Genossen. Er antwortete ihm nicht.

„Sie sollen mit ihm gespielt haben,“ fuhr der Dieb fort, „und er hatte Ihnen Ihr Geld abgewonnen und da haben Sie ihn hinausgelockt. Ich verdenke es Ihnen nicht, man will doch gern zu dem Seinigen kommen.“

Der Flüchtling schwieg. Der Andere fuhr fort.

„War es nicht schon einmal mit dem Spielen so etwas gewesen, Herr Baron? Ich meine, ich hätte davon gehört. Es ist schon ein paar Jahre her. Ich kam gerade damals wieder in's Zuchthaus. Ja, ja, Herr Baron, Spielen und Betteln die können einen Menschen in's Zuchthaus bringen und noch weiter. Aber Sie soll die Polizei nicht haben, und der Scharfrichter soll Sie nicht

um den Kopf kürzer machen. Es wäre Schade um Sie; Sie hatten immer ein gutes Herz, wie ich es wahrhaftig auch habe, trotz Zuchthaus und Allem, und es sollte mir leid thun um Ihre Mutter, die eine so brave Frau ist. Sie wissen doch, daß wir nahe an Schlüsselburg vorbeikommen müssen? Aber in das Schloß dürfen Sie nicht."

Der Dieb hatte, wenn auch zutraulich, doch in gutmüthiger, mitleidiger Weise gesprochen. Den Flüchtling hatten dennoch seine Worte vernichtet. Spielen und Betteln! Hatte der Mensch nicht Recht gehabt? Stand er höher, war er um ein Haar besser als der gemeine Verbrecher, der mehr als die Hälfte seines Lebens in Zuchthäusern zugebracht hatte? Er war kein Mörder, er hatte nicht den Tod des Russen gewollt, aber er hatte Theil genommen an dessen Ermordung; er war, wenn auch wider Wissen und Willen, ein Werkzeug zu der Ausführung des Mordes gewesen, er hatte sich zu dem Hauptwerkzeuge hergegeben. Und was hatte ihn so weit gebracht? Das Spiel, seine Schwäche, seine Leidenschaft. Schwäche und Leidenschaft, die niedrig standen wie die Arbeitsscheu und das Betteln des Diebes, die eben so nothwendig zuletzt zum Verbrechen, zum Verder-

ben führen mußten wie diese. Er war nicht besser als der Dieb; dieser stand gar höher als er. Der Bettler war ein Mensch ohne Bildung, aufgewachsen wild und gemein unter Gemeinheit und Laster. Er dagegen war der Sohn eines edlen Hauses, die Sorge und die Angst einer braven Mutter; er hatte die beste Bildung des Geistes und des Herzens genossen. Er war tiefer gesunken als Jener.

„Hören Sie das stärkere Rauschen des Wassers?" fragte ihn sein Führer, „dort müssen wir hinüber."

Sie hörten das stärkere Rauschen; es konnte noch hundert Schritte von ihnen entfernt sein. Sie gingen darauf zu.

„Teufel!" rief leise der Dieb.

Er machte Halt.

„Es ist nicht richtig," flüsterte er, „in den Weiden am andern Ufer. Mich dünkt, ich hätte etwas gehört, wie das Schnauben eines Pferdes."

Sie horchten und hörten nichts. Sie gingen vorsichtig weiter.

Der Dieb stand noch einmal.

„Hinter uns da jagen Pferde. Man wird uns doch nicht von dem Hofe aus verfolgen? Und drüben auch Einer! Wir wären verloren. Aber

drüben ist es still, es muß nichts gewesen sein; ich muß mich geirrt haben. Und hinüber müssen wir, denn, wahrhaftig, sie jagen hinter uns her, sie kommen im Galopp, sie müssen am Hofe unsere Spur im Schnee gefunden haben. Fort, fort, jetzt müssen wir Alles wagen."

Sie eilten der Stelle des Stromes zu, wo sie das Rauschen hörten; sie erreichten sie und sahen nach dem jenseitigen Ufer; es war still dort. Die Weiden standen nicht dicht, man konnte durch ihre Zweige sehen, man sah keinen Menschen, keine Bewegung.

„Ich hatte mich geirrt," sagte der Dieb. „Hinüber!"

Die Ufer des Stromes traten an der Stelle dichter zusammen. Am jenseitigen Ufer hatte ein Baumstamm sich quer in das Wasser gelegt. In der Nähe des diesseitigen Ufers ragte aus dem Wasser ein Stück Fels hervor. Baum und Fels hatten den Strom des Wassers oberhalb aufgehalten. So hatte dort Eis sich festsetzen können. Das Eis war mit dichtem Schnee bedeckt, es mußte also fest sein.

Der Dieb sprang auf die Schneedecke. Das Eis hielt, aber es knarrte. Der Flüchtling folgte ihm. Das Eis schien zu wanken.

„Von dem Baume, der nicht festliegt," sagte der Dieb. „Nur Muth! Nur hinüber!"

Sie eilten weiter. Sie waren auf der Mitte des Stromes und der Eisdecke. Das Eis schwankte heftiger unter ihren Füßen, es krachte stärker an den Ufern.

Drüben von dem Ufer her, das sie verlassen hatten, wurde ein Galopp von Pferden laut. — Der Galopp kam näher und zwei Reiter wurden sichtbar. Die Reiter sahen auch die Fliehenden.

„Dort, dort!" rief einer von ihnen.

Sie flogen, sie schossen wie zwei Pfeile heran. Die Fliehenden hatten das andere Ufer erreicht.

„Springen Sie hinauf!" rief der Dieb seinem Gefährten zu.

Der Flüchtling sprang hinauf. Der Dieb folgte ihm nicht.

„Warum kommen Sie nicht?" fragte der Andere.

„Eilen Sie nur, geradeaus. Ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Die beiden Reiter hatten das Ufer erreicht.

„Sie sind uns entkommen!" rief der Eine.

„Nein," sagte der Zweite. „Hat das Eis sie getragen, so trägt es auch uns."

„Mit unsern Pferden?"

„Steigen wir ab."

Sie stiegen ab und wollten auf das Eis des Stromes springen. Es war zu spät. Der Dieb hatte an dem Baume, der lose im Wasser lag, gerüttelt, gestoßen, geschoben. Der Baum gab nach, legte sich schräg in das Wasser, die Eisdecke war gebrochen. Der Dieb sprang auf den Baum und schwang sich von ihm an das Ufer. Die gebrochene Eisdecke folgte dem Baum und riß weiter auseinander; die einzelnen Eisstücke schwammen den Strom hinunter.

„Gerettet, gerettet!" rief der Dieb.

„Alle Teufel, sie sind fort!" riefen die Reiter. „Steht, oder wir schießen!"

Die Flüchtlinge standen nicht. Die Reiter schossen ihre Carabiner hinter ihnen ab. Die Kugeln pfiffen an den Flüchtenden vorüber. Aber sie waren frei.

„Und doch noch nicht gerettet," sagte der Dieb. —

Die Reiter am andern Ufer hatten sich wieder auf ihre Pferde geschwungen und jagten im Galopp zu dem Gehöfte zurück.

„Sie haben es in zehn Minuten erreicht," sagte der Dieb. „Sie schlagen Alarm; sie werden mit den Andern, die an der Brücke stehen, uns

auf dem diesseitigen Ufer verfolgen; sie können in zwanzig bis dreißig Minuten uns erreicht haben. Hier ist Alles offenes Feld, ich weiß nur Einen Weg, der uns retten kann. Wir müssen ihn wagen, wir müssen zur Schlüsselburg, Herr Baron. Sie liegt dort rechts, wenn wir laufen, sind wir in einer halben Stunde dort."

„Zu meiner Mutter!" rief der junge Mann. Er konnte den Ausruf vor dem Diebe nicht zurückhalten, vor dem er jede Regung seines Innern hatte verbergen müssen.

„Ja," sagte der Dieb. „Ich kann es mir denken, Ihre brave Mutter! Ich habe auch meine Mutter nicht wiedersehen können, als ich vom Zuchthause kam. Es war mein Glück, daß sie nachher starb; ein Glück für sie und für mich. Aber kommen Sie. Sie haben keine Wahl. Sie müssen in den sauren Apfel beißen, oder es ist um Ihr junges Leben geschehen."

„Was gilt mein Leben!" rief der Flüchtling, wie in Verzweiflung.

„Herr," sagte der Dieb, „wenn Ihnen auch nichts daran liegt, aber soll Ihre Mutter das Herzeleid erleben, daß ihr Sohn vor Tausenden von Menschen auf das Hochgericht geführt wird und der Henker ihm den Kopf abschlägt? Kommen Sie."

Und der Flüchtling ließ sich willenlos von ihm führen, und die Verzweiflung drohte ihn gewaltiger zu fassen. Aber noch hatte sie ihn nicht erfaßt, auch diesmal noch nicht. Sie flohen weiter in die Nacht hinein. Sie hatten mehr die Richtung nach rechts eingeschlagen; sie eilten; sie waren fortwährend auf der Hut, wie Fliehende, die wissen, daß die Verfolger hinter ihnen sind, und die das Leben retten und beschützen wollen. Sie waren schweigend nebeneinander gegangen. Eine halbe Stunde mochte seit ihrem Uebergange über den Strom vergangen sein. Sie glaubten in weiter Entfernung vor sich dunkle Gegenstände auf dem Schnee zu erblicken.

„Die Gebüsche um Schlüsselburg," sagte der Dieb. „In zehn Minuten sind wir dort."

Er schritt rascher voran. Die Schritte schienen ihm leichter zu werden. Seinem Gefährten wurden sie schwerer. Die Nähe der Heimath, der Mutter, schien ihm Blei, schien ihm Fesseln an die Füße gelegt zu haben.

„Voran!" rief der Dieb. „Voran!" rief er noch einmal hastig, dringend. „Ich höre die Pferde hinter uns."

So war es. Der Galopp von Pferden wurde hörbar hinter ihnen, kam wie in rasender Eile näher.

„Voran, um des Himmels willen!“ wiederholte der Dieb. „Sie sind schneller da, als ich gedacht hatte. Eilen Sie, nehmen Sie alle Ihre Kräfte zusammen. Sie erreichen uns sonst hier, mitten im Felde.“

Sie waren mitten im Felde. Der Flüchtling strengte noch einmal alle seine Kräfte an, wohl instinktmäßig vor der Gefahr, die hinter ihm war. Aber dann kam das Bewußtsein wieder über ihn, hing sich wieder wie Blei an ihn, lähmte seine Kräfte.

„Ich kann nicht,“ rief er.

Und er konnte nicht.

„Sie sind verloren,“ rief der Dieb.

Er faßte den Arm seines Schützlings und wollte ihn mit sich fortreißen. Die Verfolger kamen näher. Die Flüchtlinge erreichten einen Weg, der das Feld durchschnitt. In dem Wege fuhr ein Wagen in der Richtung nach ihnen hin. Er mußte von dem Schlosse Schlüsselburg herkommen, dessen alterthümliche Zinnen und Thürme im Hintergrunde am Himmel sich abzeichneten.

„Der Wagen Ihrer Mutter,“ rief der Dieb. „Den sendet Ihnen Gott. Ich kenne die Pferde, sie sind kräftige, tüchtige Renner. Die ermüdeten Pferde der Gensd'armen werden sie nimmermehr einholen. Sie müssen in den Wagen.“

Er hatte Halt gemacht, mit ihm mußte der Flüchtling stehen. Der Wagen kam näher, war bei ihnen.

„Halt, Friedrich," rief der Dieb dem Kutscher zu.

„Wer ist da?" fragte der Kutscher.

„Der junge Herr Baron. Ihr müßt ihn aufnehmen, und dann jagt, was Eure Pferde laufen können, bis Mitternacht, bis morgen früh."

Der Kutscher hielt. Der Dieb sprang an den Wagen; den Flüchtling zog er mit sich. Er riß die Wagenthür auf, er wollte den Flüchtling hineinschieben, werfen.

„Max," rief im Wagen eine Frauenstimme. Sie rief es mit Tönen des Entsetzens der höchsten Angst.

Die Stimme, die Töne vernichteten den jungen Mann.

„Du weißt Alles Mutter?"

„Du bist ein ehrloser Mensch," sagte die Mutter. „Cäcilie hatte Dich prüfen wollen, nein, sie hatte Dir vertraut, sie hatte keinen Zweifel mehr an Dir. Auch ich hatte es nicht. Da erhalte ich heute die Nachricht, daß Du sie um ihr Geld betrogen, daß Du gespielt hast, daß Du dennoch und dennoch wieder hast spielen können. O Max, Du bist mein Kind — aber nein, nein,

Du bist ein Elender, ein Ehrloser. Ich kann Dich nicht mehr sehen."

Der junge Mann war von dem Wagen zurückgetreten.

„Fahre zu, Friedrich," sagte er zu dem Kutscher mit leiser, gebrochener Stimme.

Der Dieb schlug die Wagenthüre zu. Der Kutscher fuhr davon.

„Und sie weiß nur, daß ich gespielt habe," sagte der junge Mann zu sich. Sie kennt noch nicht den Mord. Ja, ich bin verloren."

Jetzt hatte die Verzweiflung ihn erfaßt mit ihrer furchtbarsten Gewalt.

VI.

Im Schlosse.

Das Schloß Braunthal war hell erleuchtet. Kein Fenster des weitläufigen Prachtgebäudes war dunkel, kein Portal, keine Halle, kein Corridor. In den weiten und hohen Sälen bewegte sich eine glänzende, heiter belebte Gesellschaft; manches Herz mochte auch in ahnungsvoller Spannung schlagen. Die Herrin des Schlosses war nicht in den glänzenden Sälen. Hinten am Ende eines

schmalen Corridors lag in dem Schlosse ein heimliches Stübchen versteckt. Zwei Damen befanden sich darin, die um den Preis der Jugend und Schönheit stritten. Die Eine war im vollen, reichen und doch einfachen Gesellschaftsanzug. Es war die Freifrau von Braunthal. Sie putzte die Andere. Die Toilette war beendigt, nur die Coiffüre fehlte noch. Aber wie leicht ließ das reiche, blonde, schöne Haar schön und geschmackvoll sich ordnen! Und unter den gewandten Händen der Ordnerin gelang es doppelt leicht.

„Noch diese Rose, Bertha, und Du bist fertig."

Sie steckte eine frische Rose in das blonde Haar.

„Und nun, wer ist die Schönere von uns Beiden? Laß uns vor den Spiegel treten."

Sie zog die Dame vor den Spiegel des Stübchens; sie konnten sich Beide darin sehen.

„Ay, Bertha, Du bist noch schöner als ich!"

„Nein, nein, Cäcilie —"

„Nun so ist Keine schöner als die Andere."

„Aber Du blühest wie die Rose, die Du mir in das Haar stecktest, und ich — sieh, wie ich blaß bin, wie meine Züge erschlafft sind, wie ich zittere. Du mußt mich ja halten, Cäcilie. O, diese Angst! Sie macht mich noch unglücklicher!"

„Ah, mein Kind," sagte die Freifrau, „meinst Du, in meinem Herzen lebe weniger Angst? Das Unglück steht vielleicht näher zu mir als zu Dir. Aber sieh, ich habe Muth. Mein Wille unterwirft es sich. Fasse auch Du Muth."

„Ich kann es nicht, meine Freundin. Und auch Du wirst es nicht können, wenn es da ist, wenn es Dich ergriffen hat."

„Doch, doch, Bertha!"

Die Freifrau stieß die zwei Worte hastig und heftig hervor. Mit dem frischen Muthe und dem festen Willen in ihrem Innern mochte es doch nicht so ganz sicher bestellt sein.

„Und auch Du," sagte sie nach einer Pause, „wirst muthig und fest sein, wenn es sein muß, wenn die Entscheidung kommt. Laß mich jetzt. Ich muß zur Gesellschaft. Sie werden mich vermissen. Halte Dich bereit!"

„Max ist noch nicht da?" fragte die andere Dame.

„Nein."

„Und er hat Dir auch keine Nachricht geschickt?"

„Seit acht Tagen weiß ich nichts von ihm."

„Es beunruhigt Dich, Cäcilie? Ich sehe es Dir an."

„Wie sollte es?“ sagte die Freifrau, und die Worte sollten leicht hingeworfen sein. Aber ein Seufzer folgte ihnen doch.

Die Freundin schüttelte den Kopf. Die Freifrau verließ das heimliche Stübchen. Draußen seufzte sie wohl schwerer auf, uud einen Augenblick beugte sich die hohe Gestalt. Dann erhob sie sich fest, sicher. So schritt sie den Sälen zu, in denen ihre Gesellschaft sich befand, und wie sie durch die weite Flügelthür eintrat, strahlte sie in der frischesten Schönheit der Jugend und des glücklichen Herzens.

Sie wurde umringt, begrüßt und beglückwünscht von den Gästen.

„Wie schön sind Sie, Cäcilie!“

„Welche reizende Toilette!“

„Sie sind ein wahrer Engel!“

„Meine Gnädigste, Sie sind heute zum Entzücken! Aber sind Sie es nicht immer?“

„Wer da noch Fähndrich wäre!“ sagte ein alter General zu einem jungen Fähndrich, der neben ihm stand. Er wollte es wohl leise sagen, aber er war taub, der alte General, und da schrie er, daß es durch den ganzen Saal schallte. Der junge Fähndrich wurde blutroth, wie ein Mädchen von achtzehn Jahren; er war wohl nur erst achtzehn

Jahre alt. — Die schöne Wittwe warf Beiden ihr holdestes Lächeln zu. Aber dann suchten ihre Augen forschend im Saal und sie schienen nicht befriedigt zu werden. Ein junges naives Fräulein hatte es bemerkt.

„Ah, ich weiß, wen Sie vermissen. Den reizenden Major. Aber wo er nur bleibt?"

„Und auch der böse Max ist noch nicht da," sagte ein anderes Fräulein, das nicht mehr jung war und nicht naiv schien.

„Ach," sagte schalkhaft die Andere, „ich bin sehr neugierig. Aber nicht wahr, Sie werden uns nicht lange auf die Entscheidung warten lassen?"

„Ich weiß nicht, was Ihr wollt, Kinder," sagte die junge Wittwe. „Ich habe Euch eingeladen, wie jeden Winter, zu Spiel und Tanz, und Ihr sollt fröhlich, aber nicht neugierig sein."

„Ah, ah, liebe Cäcilie, aber die ganze Welt spricht doch —"

„Von Sachen, von denen sie nichts weiß."

Die Flügelthüre des Saales hatte sich geöffnet. Ein Offizier trat ein, ein großer, schöner Mann. Die knapp anliegende Husarenuniform konnte keine schöneren und kräftigeren Formen hervorheben. Er war noch jung, er schien im Anfange der

dreißiger Jahre zu stehen. Seine Uniform war die eines Majors.

„Ah, der Major! Der schöne Baron Salwitz!“ flüsterten die Damen.

„Cäcilie,“ sagte die Naive, „er muß es sein. Mit ihm könnte ich, nein, müßte ich in die weite Welt laufen.“

Der Major nahte sich der Schloßherrin. Sie reichte ihm die Hand zum Kuß. Seine Augen leuchteten Glück und Liebe, als er seine Lippen auf die feinen Finger drückte. Durch die schönen Augen der Freifrau schien zuckend ein leises Wölkchen zu fliegen.

„Sie kommen spät, lieber Major.“

„Geschäfte, gnädige Frau.“

„Ei, wie wichtig!“

„Wir werden doch auch tanzen, liebe Cäcilie?“ fragte die Naive.

„Gewiß, meine vortreffliche Clara. Die Musik wartet schon. Der Major hat die Güte gehabt, die Musik seines Regiments uns zu überlassen.“

„Das ist reizend! Dafür muß ich Sie zum Tanze auffordern, Herr Major.“

„Gnädiges Fräulein, Sie erzeigen mir eine ganz besondere Ehre. Welchen Tanz befehlen Sie?“

„Nun, den ersten. Aber darf ich, Cäcilie?"

„Gewiß, Kind."

Der blutjunge Fähndrich ging vorüber. Das naive Fräulein rief ihn an: „Und mit Ihnen, Vetter Horst, tanze ich den zweiten Tanz."

„Ah, liebes Clärchen, wie erfreuen Sie mich!"

„Und kommen Sie, wir wollen uns schon gleich den Tanzsaal besehen."

Hatte das kleine Fräulein bemerkt, daß die Freifrau und der Major sich etwas zu sagen hatten? Sie nahm den Arm des Fähndrichs und entfernte sich mit ihm, sie zog sogar das andere, nicht naive Fräulein mit sich.

Die junge Wittwe und der Major waren allein. Die Blicke des schönen Offiziers wurden zärtlicher, feuriger.

„Werde ich heute der glücklichste Mensch der Welt werden, gnädigste Frau?"

„Ich hoffe es."

„Sie hoffen es. Ich bin es schon."

„Ein kleines Examen vorher."

„Suchen Sie in den tiefsten Falten meines Herzens."

„Sie lieben?"

„Soll ich schwören?"

„Sie werden Ihrer Liebe treu bleiben?"

„Ewig!“

„Und unwandelbar?“

„O, Sie zweifeln nicht, Cäcilie!“

„Ich weiß nicht —“

„Sie könnten in der That glauben, daß meine Liebe zu Ihnen jemals erkalten könnte?“

„Ich weiß es nicht, lieber Baron.“

Sie sprach die Worte plötzlich sehr ernsthaft. Sie senkte ihren Blick tief in die Augen des Offiziers, als wenn sie dort die tiefsten Falten seines Herzens durchdringen wollte. Er schlug die Augen nieder.

„Ah, warum das, Herr Major? Sie erröthen, Sie erblassen gar, wenn ich mich nicht täusche?“

Der Major hatte wirklich leicht die Farbe gewechselt. Aber er erhob sich stolz.

„Gnädige Frau, es giebt gewisse Zweifel, oder vielmehr, in gewissen Situationen müssen Zweifel verletzen.“

Die Freifrau nahm die Hand des Offiziers und sagte: „Verzeihen Sie mir, Adalbert. Ich meinte es gut mit Ihnen und mit mir. Sie werden sich noch heute davon überzeugen.“

Ein alter Diener war in das Zimmer getreten. Es war der Kammerdiener der Baronin. Er schritt auf seine Herrin zu, da er ihr etwas zu

sagen hatte. Der Major Adalbert von Salwitz trat zurück

„Gnädige Frau," sagte der alte Diener „es ist soeben ein fremder Herr angekommen, der nach dem Herrn Major von Salwitz fragte und mich bat, den Herrn Major zu ihm hinunterzuführen."

„Richte die Bitte an den Herrn Major selbst aus," erwiederte die Dame.

„Ich würde es sofort gethan haben, gnädige Frau, aber einer der Diener hatte den fremden Herrn mit zwei Gensd'armen ankommen sehen, die draußen vor dem Hofthore zurückgeblieben waren."

Die Baronin stutzte einen Augenblick. Dann sagte sie: „Führe den Major zu ihm. Sie werden Geschäfte mit einander haben."

Der Diener hatte noch ein Bedenken.

„Der Fremde sah so sonderbar aus, wie Einer, der etwas im Hinterhalte hat.

„Führe den Major zu ihm," wiederholte die Freifrau.

Der Kammerdiener ging zum Major, dieser schien ebenfalls im ersten Augenblick zu stutzen, dann folgte er dem Diener aus dem Saale.

Die Flügelthüre des Tanzsaales wurde geöffnet. Durch die geöffnete Thüre erscholl die rauschende

Tanzmusik. Die junge Welt flog Paar an Paar in den Saal. Das naive Fräulein stürzte zu der Freifrau.

„Der Major ist nicht hier? Ich hatte ihn zum ersten Tanz engagirt.“

„Nein, mein Kind, er ist nicht hier.“

„Aber wo wagt er denn zu sein?“

Der junge Fähndrich hatte sich schüchtern genaht. Er war so blutjung; aber die schöne Frau hatte seinem Erröthen so hold zugelächelt, und er war Fähndrich. Er hatte sich den Muth genommen, die Schloßherrin zum ersten Tanz zu führen.

Das naive Fräulein kam ihm zuvor.

Nichts da, Vetter Horst. Cäcilie, ich habe Ihnen den ersten Tänzer genommen, ich nehme Ihnen auch den zweiten.“

Der Fähndrich flog an ihrem Arme zum Ballsaal.

Die junge Wittwe athmete auf. Es drückte sie etwas; es drückte sie schwer.

„Noch immer nicht da,“ sagte sie. „Und der Abend wird später. Und der Major —?“

Sie verließ das Zimmer und stieg die Treppe zu dem schmalen Corridor hinauf, durchschritt ihn und ging in das heimliche Stübchen an seinem Ende.

„Schon? rief ihr die schöne, junge Dame entgegen, der sie die frische Rose in das Haar gesteckt hatte.

„Nein, Bertha.“

Die junge Dame war aufgesprungen, als die Freifrau eintrat, eine helle Röthe war durch das blasse Gesicht gezogen. Es wurde bleicher bei der Antwort.

„Es ist gar nichts, Cäcilie?“ sagte sie.

„Doch, doch, Kind!“

„Aber Du bist gedrückt, Cäcilie? Du siehst so muthlos aus?“

„Muthlos? Nein. Aber das Herz will sich in mir zusammenschnüren. Und darum kam ich zu Dir. Möchte ich mich bei Dir ausweinen können!“

„Armes Herz! Und dort mußt Du die Heitere, Fröhliche spielen. Er ist noch nicht da?“

„Und noch immer ist keine Nachricht von ihm da. Und er müßte längst hier sein, wenn er mich liebte.“

„An seiner Liebe zweifelst Du noch — Cäcilie?“

„Kann er mich lieben, wenn er seine Leidenschaft wieder Herr über sich werden ließ? Und wenn Alles ist, wie es sein müßte, wäre er nicht schon seit mindestens drei Tagen zurück? O Bertha

ich kann Dir nicht sagen, wie das Herz mir schwer ist."

„Warum stelltest Du ihn auf die Probe?" fragte die Freundin.

Die Freifrau richtete sich hoch empor.

„Es wäre ein Elender, wenn er sie nicht bestanden hätte, und ein Elender kann nicht mein Mann werden."

Die Freundin schwieg. Die Freifrau schritt unruhig und hastig in dem kleinen Stübchen umher. Sie hatte hier Ruhe suchen wollen, sie war hier unruhiger geworden. Sie hörte draußen einen Wagen vorfahren.

„Wenn er endlich da wäre!" rief sie.

Sie verließ das Stübchen. Sie eilte durch den Corridor, die Treppe hinunter, zu den Gesellschaftssälen. Den, der gekommen war, mußte sie dort zuerst sehen. An der Treppe stand ihr alter Kammerdiener. Er wartete auf sie. Man sah ihm an, daß er ihr etwas Besonderes zu sagen hatte.

„Gnädige Frau, der Fremde hat hier etwas vor."

„Und was sollte das sein, Arnold?"

„Ich weiß es nicht; aber seien Sie so gnädig, mir zuzuhören."

„Erzähle!"

„Ich hatte ihn in das blaue Zimmer unten eintreten lassen. Dorthin führte ich den Herrn Major zu ihm. Als ich die Thüre geöffnet hatte, rief der Herr Major plötzlich verwundert: Du hier, Waldemar? Der fremde Herr hatte ihm aber in demselben Augenblicke einen Wink gegeben und verbeugte sich dann fremd und vornehm gegen ihn und sagte: Sie irren sich, Herr Major; die Aehnlichkeit hat schon Manchen getäuscht. Auch der Herr Major verbeugte sich darauf gegen ihn, wie gegen einen Fremden. Ich mußte das Zimmer verlassen. Aber was ich gesehen und gehört hatte, war mir in die Glieder gefahren. Ich konnte draußen vor der Thüre nicht fort; ich mußte horchen. Sie sprachen leise, sehr leise miteinander. Nur einmal meinte ich den Fremden das Wort Arretiren aussprechen zu hören."

Die Nachricht des Dieners hatte die Freifrau erschreckt.

„Waldemar nannte er ihn, sagst Du?"

„Ich hörte deutlich den Namen."

„Mein Gott!" rief die Freifrau. „Und er sprach vom Arretiren! — Und die Gensd'armen waren mit ihm! Ist der Major noch bei dem Fremden?"

„Er hat ihn soeben erst verlassen."

„Wohin ging er?“

„In den Ballsaal.“

„Und der Fremde?“

„Er ist noch da. Der Her Major sagte mir im Vorbeigehen, er werde Euer Gnaden bitten, daß der fremde Herr noch ein paar Stunden im Schlosse bleiben dürfe.“

„Achte auf Alles, Arnold,“ sagte die Freifrau. „Gewahrst Du das Geringste, das Dir auffällt, so gieb mir sofort Nachricht.“

Sie setzte ihren Weg zu den Gesellschaftssälen fort. Das Herz war ihr wohl sehr schwer. Die frischen Rosen ihrer Wangen waren entwichen. Waldemar heißt sein Bruder, sagte ihr das gepreßte Herz. Er ist in der Residenz; der Onkel ist dort Polizeipräsident. Er soll unter ihm seine Carrière machen. Mein Gott, mein Gott, und Max ist noch nicht zurück! Mußte ich ihn denn auf die Probe stellen? Aber könnte ich einen Elenden heirathen? Kann ein Mensch, den ich verachten muß, mein Mann werden? Aber es kann nicht sein. Es war ja mein Geld! Und was geht die Polizei mein Geld an! —

Die Rosen kehrten auf ihren Wangen nicht zurück.

Sie hatte die Thüre des Ballsaals erreicht

und trat hinein. Unter ihren Gästen mußte sie heiter und fröhlich sein, mit dem bleichen Gesicht, mit dem geängstigten, gepreßten Herzen. Man trat zu einem neuen Tanze an.

Der Major von Salwitz flog auf sie zu.

„Endlich, endlich, Cäcilie. Wie habe ich Sie gesucht! Aber Sie sind blaß. Was fehlt Ihnen?"

Sie konnte lächeln.

„Ein kleiner Aerger der Hausfrau. Er kommt wohl vor. Aber Sie, Major? Ihnen muß etwas begegnet sein."

Sie hatte den Major wieder scharf angesehen. Und er war mehr als verlegen, er war fast verwirrt geworden.

„Ich, gnädige Frau? Ja, Sie haben Recht. Es ist mir in der That etwas Befremdendes begegnet. Und ich muß nach Worten suchen, um es Ihnen mitzutheilen."

Er mußte wirklich nach Worten suchen. Und die Freifrau mußte sich Gewalt anthun, um sich aufrecht zu halten.

„Was ist es?" wollte sie fragen. Ihre Lippen vermochten nicht die Worte hervorzubringen.

„Ein fremder Herr," fuhr der Major fort, „ließ mich durch Arnold zu sich bitten. Er war soeben im Schlosse angekommen, er wünsche mich

dringend zu sprechen. Ich ging zu ihm. Ich fand einen Bekannten. Er theilte mir mit, daß er hier in der Gegend ein wichtiges Geschäft habe, daß er die Nachricht, die darüber zu erwarten, hierher bestellt, weil er keinen andern Ort in der Gegend gekannt, wohl aber gewußt habe, daß er mich hier treffen werde. Er bat mich, bei Ihnen, gnädige Frau, die Erlaubniß für ihn zu bewirken, daß er sich hier ein paar Stunden aufhalten dürfe. Darf ich um diese Erlaubniß bitten? Ich muß bemerken, daß er über Inhalt und Natur seines Geschäftes mir nicht das Geringste mittheilte. Es sei ein Geheimniß, das er auf Ehrenwort nicht verrathen dürfe. Ich sollte ihm sogar versprechen, Ihnen seinen Namen nicht zu nennen. Indeß, Cäcilie, es wäre Verrath von meiner Seite, wenn ich Ihnen von dem, was ich weiß, etwas verhehlen wollte. Der Fremde ist mein Bruder Waldemar."

Die Freifrau hatte Zeit gehabt, alle ihre Kräfte zusammen zu nehmen.

„Ihr Bruder Waldemar?" sagte sie. „Und ich sehe ihn nicht hier?"

„Er würde hier manchen Bekannten treffen, gnädige Frau."

„Ah, und er muß unbekannt bleiben. Ich

hatte es vergessen. Mein Haus steht ihm zu seiner Verfügung, so lange es ihm beliebt. Arnold soll meine Befehle einholen.“

Sie winkte einen Bedienten heran und ertheilte ihm den Befehl an den alten Kammerdiener. Dann wandte sie sich wieder an den Major.

„Sind Sie versagt für diesen Tanz?“

„Sie machen mich unendlich glücklich.“

Er hatte schon ihren Arm genommen und führte sie in die Reihen der Tanzenden. Es war ihm leichter um das Herz geworden. Ihren Blicken mußte er dennoch ausweichen.

Und sie? Sie konnte mit voller äußerer Ruhe und Sicherheit an seinem Arme einherschreiten. Aber um diese Ruhe zu gewinnen, mochte sie sich Gewalt genug anthun müssen, und ihre Sicherheit war eben die äußere Fassung eines Menschen, dessen Inneres auf Alles gefaßt ist. Und daß sie auf Alles gefaßt sein müsse, das sagte ihr die Verwirrung ihres Tänzers, der noch immer ihren Blick meiden mußte. Und diese Verwirrung stärkte zugleich ihre Gewalt über sich selber.

Die Beiden tanzten. Sie waren das schönste Paar des Balles. Er wußte es, sie hörte es. Ihre Wangen begannen wieder zu blühen, in ihrem Innern reifte ein Entschluß.

„Sie waren zuletzt vor anderthalb Jahren in der Schweiz?“ fragte sie ihren Tänzer.

„Vor zwei Sommern.“

„Sie fanden es schön dort?“

„Gewiß.“

„Sie sagen das so kalt.“

Der Offizier hatte es zwar nicht so kalt gesagt, aber in einer auffallend plötzlichen Zerstreuung, oder vielmehr in einem Abschweifen seiner Gedanken, das seiner Stimme den Ton der Zerstreuung gab.

„Ich fand es wunderbar schön, groß und erhaben dort,“ sprach die junge Wittwe weiter. „Aber Sie scheinen an etwas Anderes zu denken. Sie erinnern sich vielleicht nicht einmal mehr, daß ich im verflossenen August dort war?“

„Wie werde ich das vergessen haben!“ sagte der Major.

„Und auch brave Menschen fand ich dort,“ fuhr die junge Wittwe fort. „Machten Sie auch interessante Bekanntschaften?“

„Ich sah mir mehr das Land und seine erhabenen Schönheiten an.“

„Und vergaßen die Menschen darüber? Auch unsere deutschen Landsleute? Sie bilden ein eigenes Völklein dort. Besonders die Flüchtlinge. Lernten Sie keinen von ihnen näher kennen?“

„Ich wüßte nicht," sagte der Major, aber mehr als zerstreut.

„Ich wurde bekannt mit Einigen, namentlich mit einer äußerst liebenswürdigen Familie am Vierwaldstättersee. Aber Sie hören mir nicht zu, lieber Major?"

„Ich verliere keines Ihrer Worte, gnädige Frau."

„In der That? So darf ich Ihnen wohl von ihr erzählen?"

„Ich bitte darum."

„Zeit haben wir, bis die Reihe des Tanzes wieder an uns kommt. Setzen wir uns."

Er führte sie zu einem Sopha und setzte sich neben sie. Sie erzählte:

„Ich vergesse nie den schönen Abend, der mir eine liebe Freundin zuführte. Ich hatte von Luzern aus eine Spazierfahrt am See entlang gemacht, auf gut Glück, wohin der Kutscher mich fahren werde. Ich kam in ein himmlisches Thal; eine Schlucht war es fast. Am See öffnete sie sich. In der Mitte erhob sich ein reizendes Landhaus, weiß, mit grünen Jalousien. Vor dem Hause zog sich ein Garten bis zum See. Am See lagen stille verschlossene Lauben. Ich hatte den Wagen verlassen und ging an Haus und

Garten entlang; ich sah Niemanden. Ich dachte, die Bewohner seien ausgegangen und konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, durch ein offenes Pförtchen in den Garten einzutreten, um aus einer der stillen Lauben die wundervolle Aussicht auf den See zu genießen. Ich trat ein, ich ging zu einer der Lauben, ich trat auch ein in sie. Eine junge Dame kam mir entgegen; sie hatte meinen Schritt gehört; wir standen Beide verlegen vor einander. Ich entschuldigte mich und wollte zurückkehren; sie hielt mich und — Aber, lieber Major, ich glaube wahrhaftig, Sie haben kein Wort von dem gehört, was ich Ihnen erzählt habe."

„Doch, doch, gnädige Frau."

Er wollte etwas hinzusetzen. Er hatte entweder nicht den Muth, oder nicht die Worte.

„Was wollten Sie noch sagen, Herr Major?"

Er nahm sich nicht den Muth.

„Gnädige Frau, darf ich mir eine Frage an Sie erlauben?"

„Um Gotteswillen, warum nicht?"

„Warum theilen Sie das Erzählte mir gerade heute mit?"

Er sah sie forschend an. Sie blickte einen Augenblick nachdenklich, unschlüssig vor sich hin.

„Wohlan," sagte sie dann.

Sie wurde unterbrochen. Der alte Kammerdiener war im Saale erschienen. Seine Augen suchten sie, hatten sie gefunden, verkündeten ihr nichts Erfreuliches.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick; Arnold sucht mich," sagte sie zu dem Major.

Sie stand auf. Sie ging dem Diener entgegen.

„Du bringst ein Unglück, Arnold?"

„Die Frau von Oehringhausen ist hier."

„Allein?"

„Allein."

„Und nicht hier in den Sälen?"

„Sie wünscht Euer Gnaden allein zu sprechen."

„Wo?"

„In Ihrem Cabinet."

„Ich komme."

Sie verließ den Saal, heiter und aufrecht vor den Gästen, aber draußen drohte sie doch zusammenzusinken. Sie mußte sich aufraffen. Sie eilte mit schwankenden Schritten in ihr Cabinet. Eine alte Dame stand dort. Das blasse, abgehärmte Gesicht zeigte, daß es wohl mehr Tage des Leides als der Freude gesehen habe, zeigte neues, schweres Leid.

„Max?" rief ihr die Freifrau entgegen.

„Lies," konnte ihr die Frau von Oehringhausen nur antworten.

Sie übergab der Freifrau einen offenen Brief. Sie mußte sich auf einen Sessel niederlassen. Thränen stürzten aus den alten Augen. Die Freifrau las den Brief. Auch sie mußte sich setzen. Die hohe Gestalt zitterte; ihr Gesicht war fast leichenartig blaß geworden.

„Arme Mutter," sagte sie, als sie gelesen hatte.

„Ist er noch mein Sohn?" sagte die Mutter.

Die Freifrau hatte keine Antwort.

„Er ist ein Elender," fuhr die Mutter fort.

Die Freifrau zuckte doch auf.

„Ein Elender, Tante?"

„Könntest Du ihn Deiner noch würdig halten, Cäcilie? Und wenn Du wolltest, ich würde es nicht zugeben. Es wäre Dein Fluch, sein Fluch, der Fluch Eurer Kinder. Er würde Euch Alle in sein Verderben mit hineinreißen. Er ist ein Spieler, ein Betrüger!"

„Tante, das spricht die Mutter?"

„Ja, das spricht das zerrissene Mutterherz, das ihn über Alles liebt, und das er dennoch grausam, gemein vernichten konnte. Er hat Dein

Geld verspielt, er hat noch dazu den Bankier, den fremden Menschen, betrogen. Der Mann wendet sich an mich, daß ich ihm das Geld ersetze, bevor er den Betrug an die Oeffentlichkeit bringt."

„Es ist ja nur Geld, Tante," konnte die Freifrau die unglückliche Mutter trösten wollen. „Es ist ein geringer Verlust, der leicht zu verschmerzen ist, den ich kaum fühle."

„Aber der Verlust seiner Ehre!" rief die alte Frau. „Kannst Du ihn verschmerzen? Kann er selbst es? Und Du mußt Alles wissen, Cäcilie, er kann es, er wagte es, vor mein Gesicht treten zu wollen. Als ich den Brief des Bankiers erhalten hatte, mußte ich zu Dir, um Dir die entsetzliche Nachricht mitzutheilen. Auf dem Wege hierher begegnete er mir. Er hielt meinen Wagen an, ich stieß ihn zurück. Ich mußte mein Kind, mein einziges Kind zurückstoßen."

Thränen hinderten die unglückliche Mutter weiter zu sprechen. Die Freifrau hatte ihr Gesicht verhüllt.

„Ja," sagte sie leise, „er ist verloren. Arme Mutter! Und er hat nicht blos Dein Herz vernichtet!"

Die Thüre des Cabinets öffnete sich. Der alte Kammerdiener Arnold erschien darin.

„Unglücksrabe!“ rief die Freifrau, als sie in sein Gesicht geblickt hatte.

Er warf ihr einen stummen Wink zu, mit einem Blick auf die alte Frau. Sie verließ das Cabinet.

„Was hast Du?“ fragte sie draußen den Diener. „Du siehst ja aus wie eine Leiche, Du zitterst!“

Der alte Mann sah aus wie eine Leiche, er zitterte heftig.

„Gnädige Frau, fassen Sie sich, nehmen Sie alle Ihre Kraft zusammen.“

„Was hast Du?“

„Sobald Sie den Tanzsaal verlassen hatten, kam auch gleich nach Ihnen der Herr Major von Salwitz heraus. Er ging zu dem Fremden in das blaue Zimmer. Sie gingen dann Beide in das Zimmer des Majors, in dem sie vielleicht ungestörter zu sein glaubten. Mir lag es schwer auf dem Herzen. Mit dem Fremden war es nicht richtig; ich mußte wissen, was es mit ihm war; ich ging in das blaue Zimmer. Er hatte seine Reisetasche darin zurückgelassen, sie war unverschlossen, ich öffnete sie. Es war Unrecht von mir, aber ich konnte nicht anders. Mir fiel sogleich ein Papier in die Hände; ich mußte es

lesen und, gnädige Frau, ein offenes Schreiben an sämmtliche Behörden und Beamten des Landes, und es stand darin, daß der Inhaber dieses Schreibens, der Regierungs-Assessor Baron von Salwitz, den Auftrag habe, den wegen eines Mordes verdächtigen und flüchtigen Max von Oehringhausen zu verfolgen, und daß alle Behörden aufgefordert würden, ihm hierbei dienstreiche Hülfe zu leisten."

Die Freifrau hatte sich mit ihrem todtbleichen Gesichte, mit ihrem bebenden Körper an die Mauer des Corridors lehnen müssen.

„Max, ein Mörder!"

Es waren die einzigen Worte, die sie lange Zeit hervorzubringen im Stande war.

„Die Wuth des Spieles ist entsetzlich," sagte sie dann.

Aber dann raffte sie sich auf.

„Nein, es ist nicht möglich!"

Aber sie sank wieder zusammen.

„Und doch! die Wuth des Spieles ist entsetzlich! Und er konnte zu seiner Mutter zurückkehren! Er wollte vielleicht mit ihr hierher, zu mir. Und die arme Mutter dort! Sie ist doch die Unglücklichste von uns Allen! Und drüben die lustige, glänzende Gesellschaft! O Gott! o Gott!"

Auf einmal erfaßte sie ein anderer Gedanke.

„Es ist sein Bruder! Und er konnte mir nicht in die Augen sehen. Er weiß also Alles. Er will mich betrügen. Und die Arme da hinten in dem einsamen Stübchen ist so brav! O mein Gott! mein Gott!“ rief sie noch einmal.

Dann hatte sie ihren Entschluß gefaßt.

„Wo ist der Major in diesem Augenblicke?“ fragte sie den noch harrenden Diener.

„Er ist in den Ballsaal zurückgekehrt.“

„Und der Fremde?“

„Wieder in dem blauen Zimmer.“

„Achte auf ihn.“

Sie ging in ihr Cabinet zurück.

„Wo ist Max geblieben, Tante?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo hattest Du ihn getroffen?“

„In der Nähe von Schlüsselburg; dorthin wird er jedenfalls gegangen sein.“

„Tante, erfüllst Du mir eine Bitte?“

„Sprich, Cäcilie.“

„Du bleibst heute Nacht bei mir.“

„Und warum, Kind?“

„Frage nicht. Es ist zu Deinem, es ist zu Maxens Besten. Versprich es mir.“

„Ich verspreche es Dir, Cäcilie. Wie könnte

ich ihn dort wiedersehen? Aber darf ich wissen, was Du vorhast?"

„Frage nicht, ich weiß es selbst noch nicht."

Sie verließ das Cabinet. Sie wollte schon wieder in den Tanzsaal gehen. Auf dem Wege dahin begegnete ihr ein Diener.

„Draußen am Portal ist ein Mensch, der Euer Gnaden dringend zu sprechen wünscht."

„Wer ist es?"

„Es kennt ihn Niemand. Er sieht etwas gemein aus und trägt einen blauen Kittel. Einer der Kutscher wollte sogar wissen, es sei ein bestrafter Dieb, der erst vor Kurzem aus dem Zuchthause entlassen sei."

„Er sagte nicht, was er von mir wolle?"

„Er sagte nur, daß er dringend die gnädige Frau sprechen müsse; er habe ihr etwas sehr Wichtiges mitzutheilen."

„Führe ihn zu mir," sagte die Wittwe. „Hierher!"

Sie trat in ein leeres Zimmer, das an dem Corridor lag. Der Diener führte nach wenigen Minuten den Mann im blauen Kittel, der der schwarze Kaspar genannt wurde, in das Zimmer.

„Was wollt Ihr von mir?" empfing ihn die Freifrau.

„Euer Gnaden heißen mit Vornamen Cäcilie?“ fragte der Dieb.

Die Schloßherrin maß ihn stolz. Ein niedriger Mensch, gemein, widerwärtig aussehend, kaum aus dem Zuchthause entlassen, wie sie gehört hatte, durfte so zu ihr reden.

„Wozu die Frage?“ sagte sie.

„Wenn Euer Gnaden so heißen, so hätte ich Ihnen etwas Wichtiges zu entdecken.“

„Ich heiße so.“

„Euer Gnaden kennen den jungen Herrn Baron von Oehringhausen?“

„Er ist mein Vetter.“

„Und Euer Gnaden sind ihm wohl — aber er wird verfolgt. Polizei und Gensd'armen sind hinter ihm her.“

Die Freifrau war unschlüssig, wie sie zu der Mittheilung sich verhalten solle.

„Fahret fort,“ sagte sie.

„Er wird verfolgt, weil er einen vornehmen Russen erschlagen und beraubt haben soll.“

Die Freifrau fuhr doch auf.

„Das ist nicht möglich,“ rief sie, „das hat er nicht gethan!“

„Das sagt er auch, Euer Gnaden. Und ich glaube es ihm. Darum habe ich mich seiner an-

genommen — darum eigentlich wohl nicht, doch das bleibt sich gleich. Aber, Euer Gnaden, er will sich dennoch, trotzdem er unschuldig ist, den Gensd'armen überliefern und darum bin ich zu Ihnen gekommen."

„Erzählt," sagte die Freifrau.

„Zuerst wollte er es nicht, und er nahm meine Hülfe an, um sich zu befreien. Er wollte nur fort, nach der See hin. Da hatten uns die Verfolger entdeckt und es blieb kein anderer Weg, als daß ich ihn nach der Schlüsselburg hinführte. Er hatte nicht dahin gewollt. Nicht weit von dem Schlosse begegnete uns der Wagen der Frau Baronin von Oehringhausen. Er wollte daran vorbei, die Gensd'armen waren dicht hinter uns; ich hielt den Wagen an, der junge Herr Baron wäre in ihm sicher gewesen, aber die Frau Baronin, die im Wagen saß, war so sonderbar gegen ihn, und er wollte nicht zu ihr. Was sie mit einander hatten, ich konnte es nicht verstehen. Der Wagen fuhr weiter. Der Herr Baron wollte nicht von der Stelle; die Gensd'armen sollten ihn gefangen nehmen. Ich mußte ihn mit Gewalt fortziehen. An der Landstraße ist ein breiter Graben, wie Euer Gnaden wissen, ich entfloh mit ihm über den Graben. Die Gensd'armen

waren nur noch fünfzig Schritte hinter uns. Sie wollten über den Graben setzen; die Eisdecke, die uns getragen hatte, brach unter ihren Pferden; sie stürzten in das Wasser, und ehe sie sich wieder herausarbeiten konnten, hatte ich mit dem jungen Herrn das Gehölz hinter Schlüsselburg erreicht, in das uns sobald Keiner verfolgen konnte. Nun wollte er aber lange Zeit wieder nicht weiter. Er wollte nicht mehr leben, rief er. Er könne nicht mehr leben, er sei ein Ausgestoßener von der Welt, von seiner eigenen Mutter; nur Ein Herz glaube vielleicht noch an ihn. Und da nannte er den Vornamen Euer Gnaden. Dann aber glaubte er auch an Euer Gnaden nicht mehr. Wenn auch sie mich verdammte, rief er, wenn auch sie mich fortstieß! Er wollte zurück, um sich den Verfolgern auszuliefern. Der arme Herr that mir leid, gute Worte, die ich ihm gab, halfen nicht mehr. So sagte ich denn zuletzt zu ihm: Kommen Sie, nur machen Sie Ihrer Frau Mutter nicht die Schande, daß Sie unmittelbar an der Schlüsselburg arretirt werden. Wir wollen zu der Steinbrücke zurückkehren. — Von dem Gehöfte an der Steinbrücke aus hatte ich ihn geführt. Er widersprach mir nicht und folgte mir. Ich führte ihn aber einen andern Weg. In der

Dunkelheit und in seinem schrecklichen Zustande merkte er es nicht. Ich führte ihn auf Braunthal zu. Er hatte den Namen Euer Gnaden genannt, und ich dachte bei mir, wenn noch Ein Mensch ihn auf andere und bessere Gedanken bringen könne, so seien es Euer Gnaden. Sie wissen nun Alles."

Die Freifrau war in tiefes Nachdenken versunken. Sie verharrte noch lange darin, als der Dieb geendigt hatte. Dann hatte sie einen Entschluß gefaßt, und ein edles Leuchten ihrer Augen zeigte, daß es der rechte Entschluß war, den ein edles Herz fassen muß.

„Wo ist er?" fragte sie den Dieb.

„In der Mooshütte im Walde, hinter dem Schloßpark. Ich führte ihn hinein. Er erkannte sie noch nicht; er war auch zu müde, als daß er weiter konnte; so durfte ich ihn verlassen. Ich sagte ihm, ich wolle für ihn und für mich etwas Nahrung holen."

„Kehrt zu ihm zurück," sagte die Freifrau. „Laßt ihn unter allen Umständen da bleiben, bis Ihr weitere Nachrichten von mir erhaltet. Was Ihr thut, soll Euch reichlich belohnt werden."

Der Dieb ging. Die Freifrau klingelte einem Diener.

„Arnold soll kommen.“

Der alte Kammerdiener kam.

„Laß sofort anspannen,“ befahl sie ihm. „Die beiden braunen Engländer. Du bleibst beim Wagen, versorgst Dich mit Pelzwerk, legst meine Pelze hinein.“

Der Diener ging, die Befehle auszuführen. Die Freifrau ging in den Tanzsaal zurück. Sie war schöner, als sie den ganzen Abend gewesen war. Sie strahlte wieder. Ihr Entschluß hatte einen wunderbaren Reiz über ihre Schönheit verbreitet. Der Major von Salwitz war an ihrer Seite.

„Gnädigste Frau, wer Sie heute nur sieht, ist glücklich.“

„Glauben Sie?“

„Wenn Ihr Anblick schon so beglückt, wie müßte ein einziges Wort von Ihnen alle Seligkeit des Himmels auf einen armen Sterblichen herabsenden! Werde ich das Wort vernehmen?“

Die schöne Wittwe besann sich rasch.

„Sie sollen es vernehmen,“ sagte sie. „Folgen Sie mir.“

„Mein Gott!“ rief der Offizier überrascht vor Freude, das höchste Glück ahnend.

Sie nahm seinen Arm und verließ mit ihm

den Saal. Sie führte ihn eine Treppe hinauf, in einen langen, schmalen Korridor. Vor einer Thüre am Ende des Korridors machte sie Halt. Der Offizier war wohl noch nie in dieser entlegenen Gegend des Schlosses gewesen.

„Wohin führen Sie mich, Cäcilie?" fragte er.

„In dieses Stübchen. Aber ehe wir eintreten, gestatten Sie mir eine Frage. Sie werben um meine Hand?"

„Vor Allem um Ihr Herz, Cäcilie."

„Mit Ihrem Herzen?"

„Sie können fragen?"

„So hätte Ihr Herz sich verirrt nach Braunthal — Herr Major, ich habe eine liebe, edle Freundin. Ich habe sie im vorigen Sommer in der Schweiz kennen gelernt. Ich lernte sie kennen mit ihrem unglücklichen Herzen. Ihr Herz ist noch immer unglücklich, aber nur, weil es noch immer liebt und sich nicht mehr geliebt glaubt. Ich meine indeß, sie werde noch geliebt und nur eine Verirrung habe das Herz, das sie liebt, eine Zeitlang von ihr abgewendet. Nicht wahr, lieber Major, Sie lieben Bertha von Wildeck noch?"

Sie hatte die Hand des Majors erfaßt. Sie hatte so herzlich gesprochen; sie sah ihm so voll und so offen in die Augen. Er war erblaßt, die

Knie des kräftigen Mannes zitterten. Er hatte die Augen zu Boden geschlagen. Aber er mußte sie wieder erheben, und da konnte er ihren ehrlichen und offenen Blicken nicht widerstehen.

„Bertha ist hier?" fragte er stockend.

„In diesem Stübchen."

„Und sie liebt mich noch?"

„Sie liebt Sie."

„Gnädige Frau, darf ich —"

„Ihre Verirrung mir bekennen?"

„Ja," sagte er muthig.

„Doch nein," rief sie, „nicht mir, aber dem treuen und braven Herzen, das dort für Sie schlägt."

Sie wollte die Thüre öffnen, er hielt sie zurück.

„Ich habe Ihnen vorher noch mehr zu bekennen, gnädige Frau. Ihr Edelmuth hat mich besiegt, hat mich auf einmal kennen gelehrt, daß ich ein ch echter Mensch bin. Ehe ich jenem edlen Herzen mich nahen darf, muß ich zugleich noch für Anderes von Ihnen Verzeihung mir erflehen. Gnädige Frau, mein Bruder, der hier ist, verfolgt Ihren Vetter Max. Er verfolgt ihn als einen Raubmörder. Er glaubte ihn hier zu finden, und ich sollte ihm behülflich sein bei der Entdeckung und Ergreifung. Ich schlug es ihm ab. Ich versprach

ihm nur, ihn nicht zu verrathen. Können Sie der Wahrheit meiner Worte glauben?"

„Ich weiß Alles," sagte die Freifrau. „Und ich glaube Ihnen und wünsche mir und meiner Freundin Glück, daß Sie die Worte zu mir sprachen. Sie haben sich unser würdig gemacht. Kommen Sie!"

Sie öffnete die Thüre. Der Offizier flog in die Arme Bertha's von Wildeck.

„Seid glücklich!" sagte die Wittwe.

Sie ließ die Beiden allein. Sie hatte einen schweren Gang zu machen; aber sie machte ihn mit ihrem großen und festen Entschluß. Sie schritt zu dem großen Portale des Schlosses. Ihr Wagen hielt dort, bespannt mit zwei braunen Engländern, den besten Rennern ihres Stalles. Der Kutscher saß auf dem Bock und der alte Kammerdiener Arnold stand im Portal mit ihrem Pelz. Sie hüllte sich darein. Er hob sie in den Wagen.

„Sind die Gensd'armen des Fremden noch draußen?" fragte sie denselben.

„Sie sollen noch da sein."

„Wenn wir angehalten werden, so bin ich die Gräfin Arnstedt, die früh aus der Gesellschaft nach Hause zurückkehrt. Der Wagen fährt zuerst

in der Straße nach dem Arnstedt'schen Gute und biegt dann, wenn die Gensd'armen ihn nicht mehr hören können, nach links ab, zu dem Walde hinter dem Park. Fort!"

Der Kammerdiener schlug die Wagenthüre zu, setzte sich auf den Bock zum Kutscher, und der Wagen fuhr fort. Er fuhr über den Schloßhof durch das Thor, das den Hof schloß. Zwei Gensd'armen kamen dort hinter einem Gebüsch hervor, hielten den Wagen an.

„Frau Gräfin von Arnstedt, die nach Hause zurückkehrt," sagte der Kammerdiener Arnold.

Einer der Gensd'armen öffnete den Schlag des Wagens, sah hinein, gewahrte nur eine einzelne Dame.

„Entschuldigen die Frau Gräfin!"

Er machte den Schlag wieder zu. Der Wagen fuhr ungehindert weiter. Er fuhr in der geraden Landstraße, zehn Minuten lang. Dann bog er links ab, eilte der Ecke eines Waldes zu, fuhr ein paar hundert Schritte in den Wald hinein und hielt dann an. Der Kammerdiener Arnold öffnete wieder den Schlag. Die Freifrau stieg aus. Zwanzig Schritt von ihr lag unter Bäumen eine Mooshütte. Ein Mann kam von daher auf den Wagen zu.

„Ist er noch da?“ fragte ihn die Freifrau.

„Ja,“ antwortete der schwarze Kaspar.

Die Freifrau ging zu der Mooshütte. Niemand durfte sie begleiten. Die Thüre der Hütte war zugemacht. Sie öffnete sie und trat hinein. Das tiefste Dunkel der Nacht und des Waldes herrschte darin.

„Max!“ sprach sie in das Dunkel hinein.

„Allmächtiger Gott!“ rief entsetzt eine Stimme.

Jemand sprang auf. Die Freifrau schritt weiter.

„Max, bist Du ein Mörder?“

„Nein,“ antwortete Max von Oehringhausen. „Ein Mörder bin ich nicht!“

„So gieb mir Deine Hand.“

„Nein, nein.“

„Klebt dennoch Blut daran?“

„Blut? Ja, Blut! Aber ein Mörder bin ich nicht! Aber laß mich, laß mich!“

Er wollte an ihr vorbei aus der Hütte stürzen. Sie hielt ihn jedoch zurück.

„Nein Max. Zuerst muß ich volle Aufklärung von Dir haben, Du bist sie mir, Du bist sie Dir schuldig. Erzähle, und erzähle mir Alles.“

Er gab nach.

„Ja, Du mußt, Du sollst Alles wissen. Aber dann weißt Du auch, daß ich ein verlorener Mensch bin, dann laß mich.“

„Erzähle Du.“

„Ich habe Dein Geld verspielt, Cäcilie. Ich habe Dich darum betrogen. Ich habe sogar einen fremden Menschen, Deinen Bankier, betrogen.“

„Du wolltest mir erzählen, Max.“

„Ja, ja. Ich kam in eine Gesellschaft von Spielern, von Betrügern. Sie hatten sich den Schein ehrlicher Menschen zu geben gewußt, ich erkannte sie zu spät. Das Meiste hatte ich an einen Russen verloren. Vorgestern Abends hatte ich den Rest meines Geldes an ihn verspielt. Drei Mitspielende brachten mir die Ueberzeugung bei, daß der Russe falsch gespielt habe, und redeten mir zu, noch ein weiterrs Spiel von ihm zu fordern, aber nicht in der Residenz, sondern — draußen, wo er allein und von seinen Helfershelfern nicht begleitet sei. Ich ging darauf ein. Ich bestimmte den Russen zum Jägerkruge. Wir Beide, Cäcilie, hatten dort vor acht Tagen von einander Abschied genommen. Gestern Abends traf ich in dem Kruge mit ihm zusammen, ich hatte mir von Neukomm tausend Thaler dazu geborgt.

Wir spielten; ich traf Vorkehrungen, daß er mich nicht betrügen konnte. Mitten in unserm Spiel traten jene drei Spieler ein. Sie hatten mir wohl vorhin gesagt, daß sie erscheinen würden, um gleichfalls seinem falschen Spiele entgegenzutreten, ich hatte kein Arg dabei gehabt. Sie thaten etwas Anderes. Sie reizten den Russen, sie reizten mich. Ihr Zweck war, sich meines und des Geldes des Russen zu bemächtigen. Ich hatte keine Ahnung davon; die Wuth des Spieles hatte mich blind, hatte mich wahnsinnig gemacht. Sie fielen über den Russen her unter dem Vorwande, ihn zur Erfüllung seiner Verpflichtung gegen mich zu zwingen. Ich selbst half ihnen. Mich trieb der Wahnsinn, sie die Berechnung der Meuchelmörder. Sie hatten den Russen erdrosselt, während ich noch von ihm forderte, daß er mir Genugthuung geben solle. Sie entflohen mit meinem und mit seinem Gelde und ließen mich zurück bei dem Todten, an den ich willenlos mit Hand angelegt hatte. Ich kam zur Besinnung, nein, ich sah nur, was geschehen war. Mein Geist wurde nicht wieder klar, konnte nicht wieder klar werden. Ich floh. Ich floh verfolgt und gehetzt wie ein wildes Thier. Ich hatte nur den einen Gedanken, daß ich kein Mörder sei und nicht wie

ein Mörder sterben könne, und daß ich doch auch nicht mehr leben dürfe. So bin ich hierher gekommen. Wie es geschah, weiß ich selbst nicht. Und leben kann ich nicht mehr; bin ich auch kein Mörder, so bin ich doch ein Ehrloser, ein Betrüger, ein doppelt gemeiner Betrüger."

„Gieb mir Deine Hand, Max," sagte die Freifrau. „Bist Du ein Ehrloser, bist Du ein Betrüger, so habe ich Dich dazu gemacht. Ich hätte Dich den entsetzlichen Versuchungen nicht aussetzen sollen."

„Du mußtest mich prüfen, Cäcilie."

„So muß ich auch die Folgen tragen. Aber Du bist kein Ehrloser, Max. Mein Geld war das Deinige, und was Bankier Neukomm Dir gab, gab er mir. Du warst nur leichtsinnig."

„Und dieser Leichtsinn war Gemeinheit, war Verbrechen, führte mich zum Verbrechen."

„So stehen wir gleich, Max. Denn ich führte Dich zu Deinem Leichtsinn. So bin ich Verbrecherin wie Du, so muß ich büßen, wie Du, Max."

„Du spottest meiner, Cäcilie."

„O Max, ich wollte, Du könntest in mein Auge sehen. Aber Du kennst es ja. Was es

Dir sagen will, was es Dir sagen muß, es leuchtet selbst durch dieses Dunkel."

Sie war näher an ihn herangetreten. Sie wollte ihm Aug' an Auge gegenüberstehen. Er bog sich zurück.

„Was willst Du von mir, Cäcilie?"

„Was ich von Dir will? Dich in das Leben zurückführen."

„Nimmermehr."

„Und doch. Dein Verbrechen ist mein Verbrechen. Ich war leichtsinnig wie Du, und im Leichtsinn will ich Dich denn überbieten. Was Du mir sagst, hatte ich mir selbst gesagt. Du seiest ein Elender, von dem ich nie mehr etwas wissen könne. O, Max, wie habe ich es bereut! Ich war wahnsinniger, als Du. Ich verleugnete mein eigenes Herz. Hier, Max! Auf heute hatte ich Dich hierher beschieden. Heute wollte ich über meine Zukunft entscheiden. Es ist geschehen, Max. Hier meine Hand. Ich bin Dein Weib."

Sie hatte seine Hand gefaßt. Er wollte sie ihr entziehen.

„Kannst Du meine Hand ausschlagen?"

„Ich muß."

Sie legte ihre Brust an sein Herz. Er wollte sie von sich ablehnen.

„Kannst Du mein Herz zurückstoßen, Max?“

Sie vermochte vor Schluchzen kaum zu sprechen.

Er konnte ihr nicht widerstehen. Er ließ ihr seine Hand. Er ließ ihr Herz an dem seinigen klopfen. Er legte sein müdes Haupt auf ihre Schulter.

„Fort,“ sagte sie.

Sie zog ihn mit sich aus der Mooshütte zum Wagen, in den Wagen hinein.

„Zum Tiefenhof,“ sagte sie zu dem alten Diener Arnold.

„Und mein Gefährte?“ fragte Max von Oehringhausen.

„Ach, mein volles Herz hatte ihn vergessen. Er ist Dein Retter; er fährt mit uns.“

Der Dieb sprang hinten auf den Wagen. Der Wagen fuhr davon. Er fuhr lange im Walde. Im Galopp flogen dann die schnellen Rosse über weite Flächen dahin. Sie erreichten einen breiten Strom, der völlig frei vom Eise war. Jenseits des Stromes lagen weitläufige Oekonomiegebäude.

„Hol' über!“ rief der Kutscher über den Strom hinüber.

In den Gebäuden jenseits war noch Leben. Menschen erschienen drüben am Ufer.

„Hol' über!" rief der Kutscher noch einmal. Die Stimme wurde drüben erkannt. Geschäftiges Treiben entstand dort. Ein Kahn wurde von der Kette abgelöst, die Menschen stiegen hinein, stießen ihn vom Ufer ab und ruderten ihn zu dem Ufer, an dem der Wagen hielt, erreichten dasselbe und hielten an.

„Ist nichts bei Euch passirt?" fragte der alte Kammerdiener.

„Nein, Herr Arnold, gar nichts. Aber woher kommen Sie so spät am Abend?"

„Ich bringe die gnädige Frau."

„Die gnädige Frau selbst?"

Die Freifrau hatte mit ihrem Begleiter den Wagen verlassen, stieg mit ihm in den Kahn. Der Kammerdiener und der schwarze Kaspar folgten ihr. Der Kutscher fuhr mit dem Wagen zurück.

„Du erzählst der Tante Alles," hatte ihm die Freifrau befohlen. „Kein Anderer erfährt ein Wort. Mögen sie weiter tanzen und sich erfreuen, mich vermissen, sich verwundern, mögen sie Alles — ei, was geht es mich an!"

Der Kahn kehrte zum andern Ufer zurück.

„Liegt kein Fahrzeug an dem Ufer, von dem wir kamen?" fragte der Kammerdiener die Schiffer.

„Kein einziges. Nicht eine Meile aufwärts, nicht eine Meile abwärts.“

Sie erreichten das jenseitige Ufer und stiegen aus. Sie befanden sich am Eingange einer großen, weiten Wiesenniederung, die sich fast unmittelbar bis an die See erstreckte. Gräben und Kanäle durchschnitten und durchzogen sie bis in die See hinein. Sie war Eigenthum der Frau von Braun, ein Zubehör des reichen Gutes Braunthal, und wurde verwaltet von dem Oekonomiegehöfte aus, das den Namen Tiefenhof führte. Bis unmittelbar an das Gehöfte erstreckten sich die Wiesen; direkt von ihm liefen nach allen Richtungen die Kanäle aus. Sie waren die einzigen Straßen und Wege, die in diesem weiten und tiefen Wiesengebiet sich befanden.

Der Kammerdiener sprach einige Worte mit den Schiffern. In einem der Kanäle wurde ein Nachen zur Abfahrt fertig gemacht. Die Freifrau, Max von Oehringhausen und der alte Kammerdiener setzten sich hinein und auch zwei Ruderer zu ihnen. Der Nachen flog pfeilschnell in die Niederung hinein. In einem Kanal nebenan war gleichzeitig ein zweiter Nachen abgestoßen. Der Dieb mit zwei anderen Ruderern saß darin. Er flog fast schneller, als der erste. Nach einer halben

Stunde hörte man in dem ersten Nachen das Brausen des nahen Meeres. Nach wenigen Minuten war das Meer erreicht. Der Nachen hielt an. Der Kammerdiener blickte umher, ruhig, ohne Sorge. Hierher konnten keine verfolgenden Gensd'armen und Polizeidiener gelangen. Er hatte sich nach etwas Anderem umgesehen. Und dies erschien. Ein Fischerkahn, der sich meilenweit in die See hineinwagen konnte und täglich sich hineinwagte, kam um eine Bucht herumgesegelt. Ein Fischer und die beiden Ruderer, die in dem zweiten Nachen von Tiefenhof abgefahren waren, saßen darin. Der schwarze Kaspar mit ihnen. Er fuhr zu dem Nachen der Freifrau. Er nahm sie mit ihren Begleitern auf. Der Nachen kehrte zurück. Der Fischerkahn segelte in die offene See hinein.

Ein paar Monate nachher, vor kurzer Zeit, erhielt die Frau von Oehringhausen Briefe ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter Cäcilie, die ihr meldeten, daß ihre Kinder in einem fernen, freien Lande ein Asyl gefunden, in das zu kommen sie auch die Mutter einladeten, und in das

dann ja auch wohl das volle, stille Glück des Lebens zu ihnen einkehren werde.

Hoffen wir es! Ein Mörder war Max von Oehringhausen nicht. Seinen Leichtsinn hat er schwer genug gebüßt.

Das Testament des Verrückten.

Ich war als junger Assessor bei einem großen Land- und Stadtgerichte angestellt, das also auch einen großen Gerichtsbezirk hatte. Besonders nach einer Seite hin lief dieser wie in einen langen schmalen Aermel aus, dessen äußerstes Ende vom Sitze des Gerichts an fünf Meilen entfernt war. An jenem äußersten Ende lag ein großes Dorf im Gebirge, Tiefendorf geheißen. Der Weg dahin führte auch meilenweit und durch das Gebirge.

Eines Tages erhielt ich eine schleunige Directorialverfügung, in dem Dorfe Tiefendorf ein gerichtliches Testament aufzunehmen. Ich machte mich mit dem mir als Protokollführer beigegebenen Secretair des Gerichts in einem Wagen sofort auf den Weg. Der Secretair Hommel war ein schon etwas ältliches, kleines, eben so neugieriges als gern plauderndes Männchen.

Wir hatten kaum die Hochalpen des entsetzlichen Straßenpflasters des kleinen Städtchens, die unseren Wagen und uns in ihm auf- und nieder-

warfen, daß uns Hören und Sehen verging, hinter uns, als der kleine Secretair eine Unterredung begann, die mich doch bald mehr, als die gewöhnliche Wagenunterhaltung eines neugierigen, plauderhaften Männchens in Anspruch nehmen, die mich sogar spannen sollte.

„Ich bin heute sehr neugierig, Herr Assessor.“

„So, Herr Secretair!“

„Ich bin überhaupt sehr neugierig, wie unser heutiges Geschäft ablaufen wird.“

„Wie so, Herr Secretair?“

„Es wird wohl nichts daraus werden. Aber was geht es uns an?“

„Dürfte ich bitten, daß Sie sich deutlicher aussprächen?“

Er rieb sich vergnügt die Hände.

„Ah, ah, Herr Assessor. Ein Verrückter kann kein Testament machen. Aber, wie gesagt, was geht das uns an? Wir reisen hin, bemerken zu Protokoll, daß wir den Testator in keinem dispositionsfähigen Zustande angetroffen hätten, nehmen also ein Testament nicht auf, und haben unsere Diäten und Reisekosten dennoch verdient, und das ist die Hauptsache.“

Es war das so und es ist das auch wohl noch so eine gewöhnliche Subalternenlogik.

„Wir irren uns doch nicht in der Person, Herr Secretair?" sagte ich. „Wir sollen das Testament eines Herrn Lohmann in Tiefendorf aufnehmen."

„Ganz recht, verehrter Herr Assessor. Der Mann war in der französischen Zeit Friedensrichter in Tiefendorf."

„Und der ist verrückt?"

„Seit Jahren. Das weiß alle Welt."

„Aber, Herr Secretair, dann kann er kein Testament machen."

„Ein Verrückter kann kein Testament machen; das Gesetz verbietet es. Ein weises Gesetz, Herr Assessor."

„Und Sie wissen gewiß, daß der Mann nicht seine Vernunft hat?"

Der kleine Mann sah mich etwas ängstlich an. Er mochte fürchten, ich könne sofort den Wagen umkehren lassen. Dann hatte er doch seine Diäten und Reisekosten nicht verdient.

„Die Leute sagen es wenigstens, Herr Assessor. Und dann —"

„Und dann?"

„Ein Verrückter kann ja auch helle Zwischenräume haben. Zumal in der Nähe des Todes ist es eine bekannte Thatsache. Und dann — und dann —"

„Sie haben noch Etwas, Herr Secretair?"

Sein Gesicht leuchtete vor Vergnügen.

„Der Herr Assessor werden nur um so mehr Veranlassung haben, durch sorgfältige Fragen festzustellen zu suchen, ob der Testator auch im vollen Besitze seiner Geisteskraft ist.“

„Das Gesetz schreibt das ohnehin vor.“

„Ich meine, durch Fragen so nach allen Seiten hin, nach seinem Leben, seiner Familie, seinem Hauswesen. Ah ha, dann muß er herauskommen, mit manchen Dingen. Sie lächeln, Herr Assessor? Ich versichere Sie, ich sage das nicht aus Neugierde; aber ich bin ein alter Praktikus, der schon seine zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre dient, und der Herr Assessor — nehmen Sie es mir nicht übel — Sie sind zwar ein gelehrter Herr, der seine Sachen gelernt hat, und werden mit der Zeit auch ein tüchtiger Arbeiter werden, aber Sie sind noch nicht einmal fünfundzwanzig Jahre alt, und die Erfahrung habe ich also voraus, und da weiß ich, daß man gerade durch solche Fragen nach den Familienverhältnissen und Schicksalen der Leute am allerersten und gründlichsten die Ueberzeugung gewinnt, ob ein Mensch seinen vollen Verstand hat, oder ob er ihn nicht hat. Und nebenbei erfährt man auch immer etwas. Und bei diesem Friedensrichter Lohmann

ist zudem Alles so ganz besonders geheimnißvoll, und verrückt ist er nun einmal, ich lasse es mir nicht ausreden — wobei ich indessen nicht gesagt haben will, daß er keine hellen Augenblicke, auch Stunden haben könne, in denen der Mensch sein Testament machen kann. Aber ich frage Sie, geehrter Herr Assessor, warum verbirgt und verschließt der Mann sich und seine Angehörigen und sein Haus so? Und ihren Grund pflegt die Verrücktheit auch zu haben. So ein schweres Verbrechen zum Beispiel, ein Mord oder dergleichen. — Ah, ah, ich bin sehr neugierig. Lassen Sie ihn nur nicht los, Herr Assessor."

Der kleine, neugierige und plauderhafte Secretair sah mich schon im vollen Inquiriren. Seine Augen leuchteten, als wenn eine ganze Reihe der fürchterlichsten Mordthaten sich vor ihm aufrolle, und seine Diäten und Reisekosten waren ihm auch sicher.

„Ja, ja," fuhr er nach einer Pause fort, „ich bin zwar, obwohl ich schon achtzehn Jahre hier bei dem Gerichte stehe — ich kam gleich bei seiner Einrichtung hierher, von jenseits der Elbe, ich war Lieutenant in dem kurmärkischen Landwehrregimente gewesen — ja, Herr Assessor, sehen Sie mich nur darauf an, Lieutenant und kein zwölf Jahre gedienter Unterofficier, wie man sie

jetzt überall herumlaufen sieht. Es war im Jahre 1815, gleich nach den Feldzügen. Und seitdem bin ich immer hier gewesen, und doch bin ich nach dem Tiefendorf in der ganzen Zeit nur höchstens fünf oder sechs Mal hingekommen. Das hat seinen besonderen Grund, Herr Assessor — der Pater Theodorus — ich erzähle Ihnen nachher von ihm, das heißt, wenn es Sie interessirt. Doch warum sollte es das nicht? Denn Sie sind erst seit wenigen Monaten hier und es ist Ihnen noch Alles fremd, und ich behaupte immer, ein Beamter, besonders der Richter, muß Land und Leute kennen, wenn er in seinem Amte soll Gutes wirken können. Also von dem Pater Theodorus nachher. Jetzt will ich Ihnen erzählen, wie ich jedes Mal, wenn ich in Tiefendorf war, nicht ohne einen inneren Schauder an dem Hause des vormaligen Friedensrichters Lohmann vorbeikommen konnte, so unheimlich und still lag es da, die Thüren immer fest verschlossen, vor allen Fenstern dichte Läden, im Hause und in der Nähe desselben keine menschliche Figur zu sehen und keine menschliche Stimme zu hören. Und in dem Hause wohnt er nun schon seit beinahe zwanzig Jahren, und kein Mensch hat ihn seitdem gesehen, und gehört hat man nichts von ihm, als daß er verrückt ist. Und mit

einer alten Person wohnt er dort, die ein wahrer Teufel, ein wahrer Drache ist, und Gott weiß, mit wem er sonst noch hauset. Denn wie man nie Jemanden aus dem Hause kommen sieht, so hat auch noch kein anderer Mensch seinen Fuß hineinsetzen dürfen. — Ah, ah, wir werden heute hineinkommen. Ich bin sehr, sehr neugierig. — Und ich sage noch einmal, die Verrücktheit will ihren Grund haben. Und die Leute sprechen Allerlei. Und in der Franzosenzeit war er da, und auch noch in der Kriegszeit, die darauf folgte. Und eine wilde, gebirgige, von Gott und der Welt abgelegene Gegend ist es. In der Mark hat man keine Ahnung von solchen Bergen. Und dann nehmen Sie Folgendes, Herr Assessor:

„Im Jahre 1808 oder 1809 war dieser Lohmann als armer Beamter nach Tiefendorf gekommen, ich glaube, aus dem Elsaß. Er hatte als Friedensrichter an Gehalt und Bureaukosten, Alles in Allem des Jahres 2800 Franken, davon kann man keine Reichthümer sammeln; und doch auf einmal, es war im Jahre 1815, kaufte er von der Regierung das ganze Benedictinerkloster in Tiefendorf — die Franzosen hatten es schon aufgehoben — ich erzähle es Ihnen nachher — mit Gebäuden, Aeckern, Wiesen und Waldungen, und

er bezahlte Alles baar und hatte außerdem noch Geld in Hülle und Fülle. Und nun frage ich Sie, hochgeehrter Herr Assessor, woher hatte der Mann das Geld? Er habe eine große Erbschaft in seiner Heimath gemacht, hieß es; er selbst hatte es unter den Leuten ausgestreut, oder vielmehr sein alter Drache. Aber solche plötzliche große Erbschaften aus der Fremde — man kennt sie. Und ein paar Monate nachher wurde er auf einmal verrückt. Er war wenige Tage vorher in die schöne Priorei eingezogen, die zu dem angekauften Kloster gehört; sie ist wie ein Schloß. Seitdem hat ihn kein Mensch wieder gesehen. Warum muß er sogleich verrückt werden? Und warum mußte er, oder vielmehr der alte Drache Haus und Familie seit der Zeit vor aller Welt absperren und in Geheimniß und Dunkel einhüllen? — Sehen Sie, hochgeehrter Herr Assessor, das Alles muß heute noch heraus. Ah, ah, ich bin sehr — Und dann noch Eins, Herr Assessor. Er hat einen Sohn, nur ein Kind. Er ist noch jung, erst vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt. Verrückt ist er zwar noch nicht, aber melancholisch, tiefsinnig, menschenscheu ist er schon und die Anlage dazu hat er immer gehabt. Als er vierzehn Jahre alt war, hatten sie ihn auf ein Gymna-

sium geschickt; aber sie mußten ihn schon nach wenigen Monaten zurückkommen lassen, und seitdem ist er nicht wieder aus dem Dorfe und aus dem Hause gekommen, und wenn nicht der Pater Theodorus, von dem ich Ihnen nachher erzählen werde, und der ein sehr gelehrter Mann ist, sich seiner angenommen hätte, so wäre er ganz wild und roh aufgewachsen, wie ein Stück Holz im Walde. Und nun frage ich wieder: warum mußte der junge Mensch so tiefsinnig und so menschenscheu werden? Muß nicht auch da etwas Besonderes zu Grunde liegen? — Ah, auch das muß heute Abend heraus. — Und neugierig bin ich auch, was für ein Testament er machen wird. Warum macht er überhaupt ein Testament? Er hat ja nur das einzige Kind, das ohnehin sein gesetzlicher Erbe ist, und der alte Drache ist seine Frau nicht, das steht fest; was sie aber sonst ist, das mag Gott wissen. Seine Frau starb kurz nach seiner Ankunft in Tiefendorf, und erst darauf kam die Alte ihm nach. — Ach, wenn er doch nur lichte Zwischenräume in seiner Verrücktheit haben möchte! Solch' ein Testament gibt tiefe Blicke in die Verhältnisse der Menschen und der Familien. — Ah, ich bin sehr neugierig!"

So plauderte und schwatzte der kleine Mann

rastlos und machte sich immer mehr neugierig, aber auch mich mit. Ich leugne es nicht, seine Mittheilungen hatten allerlei Gedanken in mir angeregt und die Begierde in mir geweckt, den Mann, die Familie und das Haus, von denen er sprach, näher kennen zu lernen. Von dem Secretair konnte ich nichts weiter erfahren; er hatte Alles, was er wußte, ausgeplaudert. Ich selbst hatte früher den Namen des vormaligen Friedensrichters Lohmann in Tiefendorf niemals, ich hatte kaum den Namen Tiefendorf gehört.

Das Gesuch um Aufnahme des Testamentes war durch einen reitenden Boten, der sofort eilig zurückgekehrt war, an das Gericht gebracht. Es war, was nach dem Gesetze genügte, von dem Sohne des Testators in dessen angeblichem Auftrage geschrieben. Es war nur kurz, aber Handschrift und Styl waren gewandt. Ich mußte, gleich dem Secretair, mit Befriedigung meiner Neugierde auf den Abend warten, der uns nach Tiefendorf und in Haus und Gegenwart des Verrückten bringen sollte.

Wir hatten unsere Fahrt um die Mittagszeit angetreten. Tiefendorf war fünf Meilen entfernt, wie ich schon sagte. Der Weg führte, oft sehr mühsam, durch das Gebirge. Vor sieben Uhr

Abends konnten wir nicht eintreffen. Wir hatten Spätherbst, und um sechs Uhr fing es schon an zu dunkeln. Es war gegen halb sechs Uhr des Abends als wir an einer an der Straße gelegenen Schenke anlangten. Wir hatten von da bis nach Tiefendorf noch eine starke Stunde zu fahren. Der Weg ging jetzt tiefer in das Gebirge; er war nicht mehr die große Landstraße; er wurde beschwerlicher. Die Pferde waren schon ermüdet. Der Kutscher wollte ihnen Brod geben und sie ein halbes Stündchen ausruhen lassen. Wir hielten vor der Schenke an.

Als wir nach Verlauf der halben Stunde im Begriff standen, weiter zu fahren, sollte ein kleines Abenteuer uns Gesellschaft bringen. An der Schenke kreuzten sich mehrere Landstraßen. Auf einer kam der gewöhnliche tägliche Postwagen herangefahren. Er hielt vor der Schenke. Nicht blos, damit der Postillon seinen unvermeidlichen Schnaps erhielt. Die Wagenthüre öffnete sich zugleich, und ein junges Mädchen stieg aus dem Innern. Es war eine hübsche, beinahe schöne Brünette in voller Jugendfrische und Jugendlebhaftigkeit. Wie die Farbe, so zeigte auch die Bildung ihres Gesichts etwas Südliches. Ihr Wesen verrieth zugleich Entschlossenheit und Stolz.

Ihre Kleidung war die der mittleren Stände. Man konnte sie für eine Kammerjungfer von einem benachbarten adeligen Hofe oder für eine Schneiderin oder Modistin aus einer Stadt der Nachbarschaft halten. Nur wollte doch der Stolz ihrer großen schwarzen Augen dazu nicht recht passen.

Sie sprang leicht aus dem Wagen. Ein Mitreisender reichte ihr ihr Reisegepäck nach. Es bestand aus sehr Wenigem: ein gelbes Taschentuch, in welchem etwas Wäsche und dergleichen eingebunden zu sein schien, das war Alles. Der Conducteur reichte ihr nichts weiter zu. Er bekümmerte sich gar nicht um sie. Sie hatte ihm wohl kein Trinkgeld gegeben. Sie dankte mit einer ernsten und etwas gemessenen Freundlichkeit in den Wagen zurück, dann faßte sie in die Tasche ihres Kleides, trat zu dem Postillon und gab ihm ein Trinkgeld.

„Hier!"

Das mußte damals noch so sein. Es war auch wohl nicht viel, was sie ihm gab. Der Postillon war dennoch dankbar.

„Nach Tiefendorf, Mamsellchen, müssen Sie den Weg hier links nehmen."

„Ich weiß es."

„Es ist ein beschwerlicher Weg, Mamsellchen,

und es fängt schon an, dunkel zu werden. Aber warten Sie ein Augenblickchen."

Er hielt nahe bei meinem Wagen, und sah sich meinen Kutscher an.

„Kutscher, komm einmal her."

Ein Postillon gehört in Preußen zu den Staatsbeamten. Wer ihn in seinem Amte beleidigt, wird wegen Amtsbeleidigung bestraft, eben sowohl, als wenn er einen Minister beleidigt hätte. Auch ein Postillon trägt also obrigkeitliches Element und obrigkeitliches Bewußtsein in sich. Nicht alle Leute wollen das aber zu aller Zeit anerkennen, am wenigsten die Kutscher.

„Herr Postillon," rief der Kutscher zurück, „von Dir zu mir ist es just so weit, wie von mir zu Dir."

„Grober Flegel, wohin fährst Du?"

„Nach Tiefendorf, grober Flegel."

„Hast Du noch Platz im Wagen?"

„Ich nicht, aber mein Herr vielleicht."

Aergerte den Postillon zugleich der Mangel an Respekt von Seiten eines ordinären Kutschers, oder war es bloße Theilnahme für das hübsche Mädchen, die trotz ihres entschlossenen und stolzen Wesens bei den in ihrem Interesse geführten groben Wechselreden etwas verlegen geworden war

— genug, er nahm sich die Mühe, vom Perde zu steigen und zu mir heranzutreten.

Ich hatte mit dem Secretair gerade in den Wagen steigen wollen, nur jenes Gespräch hatte mich aufgehalten. Ich war dann im Begriff, der Fremden, die unzweifelhaft ebenfalls nach Tiefendorf wollte, einen Platz in meinem Wagen anzubieten.

„Die möchte gern mit uns fahren,“ flüsterte auch der Secretair Hommel mir zu.

„Sähen Sie es nicht gern?“

„Sehr gern, sehr gern, Herr Assessor. Wir können etwas Neues von ihr hören.“

Ich kam der Bitte, die der Postillon an mich richten wollte, zuvor. „Die Mamsell will nach Tiefendorf, Schwager?“

„Ja, Herr, und der Weg ist nicht der beste, und man sieht unterwegs keine Menschen und keine Häuser, und finster wird es auch bald.“

„Ihr habt in Allem Recht, braver Schwager.“ Ich ging zu dem Mädchen. „Mamsell, wir fahren nach Tiefendorf; es wird mir ein Vergnügen machen, wenn Sie mit uns fahren wollen.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr. Ich würde Sie doch nicht belästigen?“

„Nicht im Geringsten.“

„So nehme ich mit Dank an.“

Sie hatte auch die wenigen Worte mit dem entschlossenen Wesen gesprochen, das ihre Erscheinung zeigte. Sie warf dem Postillon einen dankenden Blick zu, dann stieg sie mit dem Secretair und mir in den Wagen. Der Postwagen fuhr auf der Landstraße weiter; wir fuhren in das tiefere Gebirge hinein.

Der Weg war in der That schlecht, uneben, holperig, einsam und langweilig genug; aber der Secretair Hommel gab sich alle Mühe, ihm mindestens die Langeweile zu nehmen, wenigstens für sich und mich. Schon in der ersten Minute begann er mit unserer neuen Reisegefährtin zu plaudern und sie auszufragen. Sie setzte ihm Geduld, aber auch Gemessenheit entgegen.

„Sie wollen nach Tiefendorf, Mamsell?“

„Ja, mein Herr.

„Ein schlechter Weg dahin.“

„Ja.“

„Sie kennen ihn also?“

„Ich kenne ihn.“

„Sie haben ihn also schon öfters gemacht?“

„Schon mehrere Male.“

„Ah, Sie sind wohl aus Tiefendorf?“

„Ja.“

„Gebürtig?“

Sie antwortete nach kurzem Nachsinnen: „Ja.“

„Und wohnen auch dort?“

„Jetzt nicht mehr.“

„Sind Sie schon lange von da fort?“

„Seit ungefähr einem Jahre.“

„Sie wohnen wohl hier in der Nachbarschaft?“

„Nein.“

Sie sprach das Nein kürzer, augenscheinlich zurückhaltender, als die früheren Antworten.

Die Neugierde des Secretairs ließ sich dadurch nicht zurückhalten; sie war im Gegentheil herausgefordert.

„Ah, ah, darf ich fragen, woher Sie denn kommen?“

Sie nannte ohne Zögern eine etwa zehn Meilen entfernte größere Provinzialstadt.

„Und dort wohnen Sie?“

„Ja.“

„Bei Ihren Eltern?“

„Nein.“

„Ah, Ihre Eltern wohnen wohl in Tiefendorf, und Sie wollen sie besuchen?“

„Nein.“

„Hm, hm, werden Sie lange in Tiefendorf bleiben?“

„Ich weiß es nicht.“

Die Antwort wurde geradehin zurückweisend gegeben. Und der arme Secretair hatte noch so viele Fragen auf dem Herzen. Er schwieg einen Augenblick verlegen. Lange schweigen konnte er nicht. Und wissen mußte er Alles, was er wissen wollte, wenn nicht auf geradem Wege, doch auf Umwegen.

„Kennen Sie den Friedensrichter Lohmann in Tiefendorf?“ fragte er.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, auch im Wagen. Ich glaubte dennoch zu bemerken, wie das Mädchen bei der plötzlichen Frage sich plötzlich verfärbte.

„Gewiß,“ antwortete sie.

Sie suchte das Wort leicht, gleichgültig auszusprechen. Es gelang ihr schlecht. Auch der Secretair gewahrte ihre Verwirrung.

„Ah, ah,“ rief er, sich vergnügt die Hände reibend. Innerlich hörte ich ihn rufen: „Ah, da bin ich sehr neugierig!“ Er war es in hohem Grade.

„Sie wollen wohl zu dem Herrn Lohmann?“ fragte er rasch.

Das Mädchen wurde noch verwirrter. Sie suchte sich augenscheinlich zusammenzunehmen. Diesmal gelang es ihr, wenigstens für den Augenblick.

„Nein, mein Herr, zu ihm nicht,“ antwortete sie kurz und kalt, und nur das Wörtchen „ihm“ betonend.

Der Secretair sah, daß er noch einen andern Weg einschlagen müsse, wenn er zu seinem Ziele kommen wolle. Er wurde zutraulich. Es lag ja auch in seiner geschwätzigen Natur.

„Sie hätten sonst mit uns bis an das Haus fahren können, liebe Mamsell,“ sagte er.

Auf einmal wurde sie wieder unruhig. Sie warf unwillkürlich einen forschenden Seitenblick auf mich und auf den Secretair. Das lauernde Auge des Secretairs hatte ihn gesehen.

„Wir haben Geschäfte in dem Hause,“ fuhr er fort, etwas geheimnißvoll.

Sie sah ihn voller an. Es war, als wenn sie eine Frage an ihn hätte. Man bemerkte zum ersten Male Unentschlossenheit an ihr. Aber sie wandte sich von ihm ab. Daß sie an ihn keine Frage richten wolle, stand bei ihr fest. Ein zweifelhafter Blick suchte mich. Es schien mir zugleich ein besorgter, fast ängstlicher Blick zu sein. Ich hatte Mitleiden mit ihrer Angst. Es war kein Zweifel, daß sie zu dem Lohmann'schen Hause in irgend einer Beziehung stand.

„Der alte Herr Lohmann,“ sagte ich zu ihr,

„will sein Testament machen, und wir sind zu diesem Zwecke auf dem Wege zu ihm.“ Sie erschrak.

„Es steht schlimm mit ihm?“ rief sie rasch.

„Ich weiß es nicht, aber ich fürchte es, weil dringend um Eile gebeten wurde.“

„Mein Gott!“ sagte sie leise für sich.

Sie war in einer großen Unruhe. Unruhiger als sie war der Secretair. Aber in ihrer Unruhe zeigte sich zugleich Angst, Schmerz, und zur Ehre des neugierigen Secretair muß es gesagt werden, er ehrte den Schmerz.

Um seine brennende Neugierde zu bewältigen, blickte er zum Wagen hinaus. Ich leugne nicht, auch ich war neugierig geworden. Wer war die Fremde? Was wollte sie in Tiefendorf? Ihr stolzes, rasches, entschlossenes Wesen zeigte zugleich eine Sicherheit und sogar Anmuth der Bewegungen, die zu der Kleidung einer Kammerjungfer oder Näherin wenig zu passen schienen. Eben so ihre reine, gebildete Aussprache in den allerdings nur wenigen und kurzen Worten, die sie gesprochen hatte. Ferner: in welcher Beziehung stand sie zu der Familie Lohmann? Sie wolle nur nicht gerade zu dem alten Lohmann selbst, hatte ihre Antwort auf die Frage des Secretairs ausgedrückt.

Dann ihr auffallendes Erschrecken bei der Nachricht von der schleunigen Aufnahme des Testaments, und ihre noch auffallendere Unruhe seither.

Der Secretair störte mich auf einmal in meinen Gedanken. Er fuhr mit dem Kopfe aus dem Wege, in den er hineingeblickt hatte, rasch in den Wagen zurück.

„Herr Assessor, da geht er.“

„Wer?“ fragte ich.

„Ich hatte Ihnen doch von dem Pater Theodorus erzählen wollen.“

„Der geht dort?“

„Er geht vor dem Wagen; wir müssen ihn bald einholen.“

Der Name Pater Theodorus hatte der Fremden ein neues Erschrecken verursacht. Sie war beinahe von ihrem Sitze emporgefahren. Auch der Secretair bemerkte es.

„Ah, Mamsell, Sie kennen den Pater Theodorus auch?“

„Ja,“ antwortete sie kurz.

Sie hatte sich wieder gefaßt. Stand sie auch zu dem Pater in einer besonderen Beziehung?

Der Secretair fuhr geschwätzig fort: „So werden Sie mir bestätigen können, was ich dem Herrn Assessor über den Mann erzählen wollte. —

In früheren Zeiten war ein großes, reiches Kloster in Tiefendorf; es war ein Benedictinerkloster, nicht wahr, Mamsell?"

„Ja, mein Herr."

„Dem Kloster gehörte auch das ganze Dorf. In der französischen Zeit wurde das Kloster aufgehoben. Die Mönche zerstreuten sich in alle Welt, nur der Pater Theodorus blieb."

„Er verwaltete gerade damals die Pfarre im Dorfe," fiel die Fremde ein, die sich für die Mittheilungen über den Pater Theodorus zu interessiren schien.

„Ja, ja, so war es, und die Regierung ließ ihn auf der Pfarre, und er ist noch da und, seitdem die andern Klosterherren fort sind, beherrscht er allein die Gemeinde."

Die Fremde gerieth auch in Eifer für den Pater. „Mein Herr," sagte sie lebhaft, „er ist der Vater der Gemeinde, und Alle hängen mit Liebe und Vertrauen an ihm."

„Ja, ja, Herr Assessor, und darum, wie ich Ihnen schon vorhin erzählen wollte, hat das Gericht auch so wenig zu thun in Tiefendorf; der Pater Theodorus weiß alle Händel und Streitigkeiten zwischen den Leuten dort zu schlichten und beizulegen, so daß selbst die Sportelkasse darunter

leidet, und wenn nicht hin und wieder ein Testament aufzunehmen wäre, die armen Gerichtsbeamten verdienten in Tiefendorf gar nichts."

„Dafür segnet ihn Tiefendorf," sagte die Fremde.

Der Secretair sagte diesmal nicht sein „Ja, ja," aber: „hm, hm," schüttelte er den Kopf, wie um zu zeigen, daß er den Pater nicht segne, der ihn an den Bauern in Tiefendorf nichts verdienen ließ. Doch fuhr er in seiner Gutmüthigkeit fort:

„Uebrigens soll der Pater Theodorus ein sehr unterrichteter und selbst gelehrter Mann sein, und er ist es, dem der Sohn des alten Lohmann, wie ich Ihnen schon vorhin erzählte, Herr Assessor, es zu verdanken hat, daß er nicht roh und wild, wie ein Stück Holz im Walde, aufgewachsen ist."

Das Mädchen schien, als der Sohn des alten Lohmann genannt wurde, wieder aufmerksam geworden zu sein. Ich hatte indeß nicht Zeit, genauer darauf zu achten.

„Ah, ah," sagte der Secretair leise zu mir, „da haben wir gerade den Pater eingeholt. Es ist noch Platz im Wagen. Wollten der Herr Assessor ihn nicht einladen? Wir können von ihm Manches erfahren, über die Familie Lohmann,

auch über das Mädchen hier, die ihn zu kennen scheint, und die also auch er kennen muß.“ Laut setzte er hinzu: „Der brave, alte Herr scheint müde zu sein, und wir müssen noch eine halbe Stunde bis zum Dorfe haben.“

„Kennen Sie den Pater?“ fragte ich den Secretair.

„Gewiß, gewiß.“

„So laden Sie ihn ein. Ich werde mich freuen, wenn er uns seine Gesellschaft schenken will.“

Der Secretair ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Halt, Kutscher!“ rief er zum Wagen hinaus.

Der Kutscher hielt. Ich sah eine lange, dunkle Gestalt in einem langen, schwarzen Rocke, wie die katholischen Geistlichen ihn zu tragen pflegen, neben dem Wagen gehen. Der Secretair redete den Mann an. „Guten Abend, Herr Pater.“

„Guten Abend,“ antwortete eine schöne, etwas tiefe männliche Stimme, verwundert, wie es schien, aus einem fremden Reisewagen von einer fremden Stimme angeredet zu werden.

„Sie kennen mich wohl nicht, Herr Pater?“

„Nein,“ antwortete der Pater offen, aber freundlich.

„Ich bin der Secretair Hommel vom Land- und Stadtgerichte, und bin mit dem Herrn Assessor auf dem Wege nach Tiefendorf, um das Testament des alten Lohmann aufzunehmen."

„Ach so!"

„Sie wissen davon?" mußte der neugierige kleine Secretair noch fragen.

„Ja."

„Ah, ah! Und wenn der Herr Pater auch nach Tiefendorf wollen —"

„Ich bin auf dem Rückwege dahin."

„So — wir haben noch Platz im Wagen, so würden Sie uns eine Freude machen, wenn Sie zu uns einstiegen."

Der Pater besann sich keinen Augenblick. „Das nehme ich ganz gern an," sagte er mit derselben Offenheit, mit welcher er vorher dem kleinen Secretair erklärt hatte, daß er ihn nicht kenne.

Ich hatte unterdeß die Gesichtszüge des Mönches betrachtet. Es war nicht so finster, daß ich sie nicht hätte unterscheiden können. Ich sah in ein schön geformtes, kluges, mildes und trotzdem sehr kräftiges Gesicht, auch noch trotz seines Alters. Ich stieg aus dem Wagen und wiederholte die Bitte des Secretairs.

„Ei ja," erwiderte er mit offener, zutraulicher

Ungenirtheit. „Das Alter und weite Wege im Gebirge machen müde, und da ist ein solch' freundliches Anerbieten doppelt willkommen. Ich war tief im Gebirge; die Gemeinde ist groß."

„Aber daß Sie mich nicht mehr kannten, Herr Pater!" rief der Secretair.

„Ich hatte Sie früher nur flüchtig gesehen, mein lieber Herr Hommel, und flüchtige Eindrücke verwischen sich. Dafür kann der Mensch nicht."

Er hatte bei seiner Geradheit auch noch einen scharfen Blick ebenfalls noch trotz seines Alters.

Ich hatte ihm in den Wagen hineingeholfen; er hatte meine Hülfe angenommen, auch meinen Platz im Fond des Wagens, ohne Widerrede, mit dem freundlichen Danke des Mannes von Bildung, der sich der Ehrwürdigkeit seines Alters und seiner Stellung bewußt ist, gegenüber einem jüngeren Manne, der gleichfalls der gebildeten Gesellschaft angehört.

Der Wagen hatte sich wieder in Bewegung gesetzt. In demselben Augenblicke hatte er, ungeachtet der Dunkelheit, die Fremde schon erkannt, die neben ihm saß. Ich hatte seit dem Gespräche mit dem Geistlichen wenig auf sie geachtet. Dennoch war es mir vorgekommen, als wenn unsere Absicht, ihn einsteigen zu lassen, sie beunruhige. Sie hatte

ihren Reisehut tiefer in das Gesicht gezogen. Einmal meinte ich sogar, sie mache eine Bewegung, als wenn sie auf der entgegengesetzten Seite des Wagens aussteigen wolle; dann drückte sie sich tiefer in die Ecke. Sie wünschte offenbar, von dem Geistlichen nicht gesehen zu werden; aber sie konnte zu keinem Entschlusse gelangen. Ich wollte schon mißtrauisch gegen sie werden. Allein, so wie der Pater eingestiegen war, bog sie sich entschlossen aus ihrer Ecke vor und wollte sich ihm wahrscheinlich von selbst zu erkennen geben. Es entsprach ihrem enschlossenen, stolzen, für sich einnehmenden Wesen. Der Pater kam ihr aber zuvor; mit seinem scharfen Auge hatte er sie erkannt, bevor sie ihn anreden konnte.

„Marianne, Du hier?"

Er fragte es überrascht, verwundert; ob aber freundlich oder unfreundlich, konnte ich nicht unterscheiden. Sie antwortete ihm:

„Ich bin es, Herr Pater. Ich wollte Sie eben begrüßen und Ihnen sagen, wie ich mich freue, daß Sie noch immer so rüstig sind."

„Ja, es geht ja noch. Aber woher kommst Du?"

„Aus —" Sie nannte die Provinzialstadt.

„Und Du willst zu — zu —?"

Er zögerte, das Wort auszusprechen. Das Mädchen hatte ihn dennoch verstanden.

„Ja, Herr Pater.“

„Jetzt? Heute?“ fragte er, beinahe vorwurfsvoll.

„Ich mußte,“ antwortete sie leise.

„Wir sprechen nachher davon,“ brach er das Gespräch ab.

Auch das Mädchen schwieg. Das Schweigen Beider über diese Angelegenheit benutzte der Secretair Hommel, um seine Fragen anzubringen.

„Ah, ah, Herr Pater, hat hier im Gebirge nicht einmal ein Treffen stattgefunden?“

„Im Herbste des Jahres 1813,“ antwortete der Pater.

„Wir werden an der Stelle vorbeikommen?“

„Nach einiger Zeit, mehr in der Nähe des Dorfes.“

„Es war zwischen Franzosen und Kosaken?“

„Ja. Ein Haufe Franzosen hatte sich auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Leipzig verspätet. Die großen Straßen rund umher waren schon von russischen und deutschen Truppen besetzt. Jene suchten durch die Schluchten des Gebirges hier zu entkommen. Ein überlegener Trupp Kosaken hatte sie aufgespürt und überfiel sie hier.

Ich glaube, es sind von den unglücklichen Verfolgten nur wenige mit dem Leben entkommen."

Der Secretair hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört. „Erzählt man nicht," fragte er, und er fragte mit einer gewissen lauernden Spannung, „erzählt man nicht noch von besonderen Geschichten, die bei jener Gelegenheit oder zu jener Zeit vorgefallen sein sollen?"

„Ich wüßte nicht," erwiderte der Pater.

Er suchte seiner Stimme einen gleichgültigen Ton zu geben.

Ich war dennoch aufmerksamer geworden. Hatte der Secretair mir vorhin doch noch nicht Alles gesagt, was er wußte oder wohl auch nur combinirte? Wollte er hier Näheres erfahren? Wußte der Pater das Nähere? Es schien beinahe so. Aber gewiß schien es mir auch zu sein, daß er keine Lust hatte, dem neugierigen Frager nur das Geringste zu verrathen. Indessen, der Secretair hatte mir vorhin ja nur seine Nachrichten und Combinationen über die Familie Lohmann mitgetheilt, und was berechtigte mich, jenes Kriegsereigniß mit dieser Familie in Verbindung zu bringen? War das nicht eine Combination von meiner Seite, die noch über die seinigen hinausging? — Er fuhr, durch die kalten Antworten

des Geistlichen nicht abgeschreckt, in seinen Fragen fort:

„Ich meinte, man hätte von einem räthselhaften jungen Menschen gesprochen?"

„Ich erinnere mich nicht," war wiederum die kalte, kurze Antwort des Paters.

„Oder eigentlich soll es kein junger Mann gewesen sein."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Nämlich nur ein verkleideter."

„Ich weiß in der That nicht, was Sie wollen, mein Herr."

Der Geistliche sagte das zwar höflich, aber auch mit einer Entschiedenheit, die deutlich genug zeigte, daß ihm das Gespräch unangenehm war. Ich war im Begriffe, dem zudringlichen Frager einen derberen Wink zu geben. Er hatte aber schon rasch eine weitere Frage vorgebracht:

„Aber von einem Kinde müssen Sie wissen, Herr Pater? Sie selbst haben es noch getauft."

„Ich taufe viele Kinder, mein Herr," erwiderte der Geistliche, noch ruhig. Aber unmittelbar darauf setzte er mit Strenge hinzu: „Und nun, mein Herr, bitte ich Sie, mich nicht weiter zu fragen."

Dann wandte er sich an das Mädchen, das an seiner Seite weinte. Sie hatte während des

Gespräches des Geistlichen und des Secretairs sich still verhalten. Der Geistliche, so war es mir vorgekommen, hatte von Zeit zu Zeit desto unruhigere Seitenblicke auf sie geworfen, als wenn das Gespräch, dem er nicht entgehen konnte, sie betreffe, als wenn er gerade um ihretwillen wünsche, es abgebrochen zu sehen. Auf einmal hörten wir sie heftig schluchzen. Um das Weinen zu bekämpfen, hatte sie sich äußerlich still verhalten. Das Gespräch ging sie also in der That an? Berührte es sie gar nahe, schmerzlich? Der Geistlichenahm ihre Hand.

„Weine nicht, meine gute Marianne; wir sprechen nachher zusammen."

Er sagte das, wie ein liebender Vater zu seinem Kinde, und behielt ihre Hand in der seinigen. Ihr Schluchzen hörte auf. Der Secretair schwieg endlich, und im Wagen herrschte jetzt die größte Ruhe. So erreichten wir nach einer Weile das Dorf. Am Eingange des Dorfes bat der Pater, aussteigen zu dürfen.

„Du begleitest mich, Marianne?" fragte er das Mädchen.

Sie warf jetzt einen zweifelhaften, fragenden Blick auf mich; dann sagte sie entschlossen: „Ja, Herr Pater!" Sie stieg mit ihm aus.

Was hatte sie von mir gewollt? Allein ich hatte jetzt meinerseits noch einige Fragen an den Geistlichen. Ich sollte ein Testament von einem Manne aufnehmen, von dem mit Bestimmtheit gesagt wurde, daß er nicht den Gebrauch seiner Vernunft habe. Es war eine Gewissens- und Amtspflicht für mich, über den Zustand dieses Mannes mir jede mögliche Aufklärung zu verschaffen zu suchen. Der Geistliche mußte von ihm wissen und schien ihn näher zu kennen. Sein klares, besonnenes, selbst würdiges Benehmen hatte mir andererseits Vertrauen zu ihm einflößen müssen. Ich stieg deshalb gleichfalls mit ihm aus.

„Herr Pater, erlauben Sie, daß ich Sie wenige Schritte begleite?“

„Es wird mir recht angenehm sein.“

„Auch daß ich einige Fragen an Sie richte? Nicht aus Neugierde.“

„Ich bin überzeugt davon. Fragen Sie.“

„Der alte Herr Lohmann will sein Testament machen; ich höre aber Zweifel hinsichtlich seines geistigen Zustandes.“

Er sann einen Augenblick nach; dann antwortete er, aber, wie es mir schien, nicht ganz mit seinem offenen und ungezwungenen Wesen: „Darüber kann ich Ihnen in der That keine Aus-

kunft geben, denn ich habe den Mann seit langer Zeit nicht gesehen; die Welt nennt ihn freilich schon lange einen Verrückten."

„Mit Recht oder mit Unrecht nach Ihrer Meinung?" fragte ich ihn weiter.

„Auch darüber habe ich kein Urtheil. — Indeß —"

Er sah auf das Mädchen, die neben ihm ging, als wenn er sie fragen wolle oder ich sie fragen solle.

„Doch nein," fuhr er dann fort. „Aber Sie werden ja vorsichtig sein, Herr Assessor, wie Amt und Gewissen es von Ihnen fordern, und wozu noch ganz eigenthümliche Umstände, die auch Ihnen nicht entgehen werden, Sie noch besonders auffordern möchten. Ich sage Ihnen nicht mehr, um nicht Vorurtheile in Ihnen zu wecken, die der Wahrheit nachtheilig sein könnten. Wenn ich mir dann noch erlaube, Sie zur besonderen Vorsicht zu ermahnen, so werden Sie mir altem Manne das ja nicht übel nehmen."

„Ich bin Ihnen vielmehr dankbar."

„Und hoffentlich — Doch nein," unterbrach er sich wieder. Er hatte jedenfalls noch etwas auf dem Herzen; aber er schwieg. Ich hatte ihn nichts mehr zu fragen und verabschiedete mich von

ihm. Etwas mußte er mir doch noch sagen. Er nahm meine Hand.

„Herr Assessor, ich hatte hier im Dorfe schon von Ihnen gehört; mein Blick bestätigt mir, was ich gehört hatte. Sie werden heute noch Manches erfahren. Was es auch sei, behalten Sie ein gerechtes, aber auch ein mildes Urtheil. — Leben Sie wohl. Es ist möglich, daß ich Sie bald wiedersehe, heute noch. — Komm, meine gute Marianne."

Ich glaubte, das Mädchen wieder leise weinen zu hören. Er nahm ihre Hand und entfernte sich mit ihr. Er hatte in Räthseln gesprochen. Räthseln ging ich entgegen. Was sollte ich im Hause des Verückten finden? Wie stand das Mädchen damit in Verbindung, das an der Seite des Geistlichen weinte? Wie stand sie wieder in Verbindung zu einer geheimnißvollen Geschichte jenes Treffens aus dem Jahre 1813? Wie also wieder die Geschichte mit dem, was ich in dem Lohmann'schen Hause finden sollte?

Mit diesen und ähnlichen Fragen machte ich mich auf den Weg nach dem Hause des Testators.

Der Secretair fragte mich nicht mehr. Er war auch, seit jener Zurechtweisung des Geistlichen, schweigsamer geworden. Auch in dem Wirthshause des Dorfes, in dem ich zunächst eingekehrt

war, hatte ich mich nicht näher erkundigen mögen. Die Ankunft einer Gerichtsdeputation zur Aufnahme des Testaments des alten Herrn Lohmann war in dem Dorfe natürlich schon den ganzen Tag besprochen. Der Wirth, der den Secretair kannte, hatte mit diesem sofort ein Gespräch darüber angeknüpft. Beide hatten große geistige und gemüthliche Verwandtschaft mit einander.

„Sie wollen von dem Verrückten ein Testament aufnehmen, Herr Secretair? Na, da bin ich neugierig.“

„Ich auch, ich auch, Herr Wirth. Also, Sie halten ihn wirklich für verrückt?“

„Wer kann daran zweifeln?“

„Aber seit achtzehn Jahren soll ihn ja kein Mensch gesehen haben?“

„Seit achtzehn Jahren hat ihn kein Mensch gesehen, und auch kein Mensch einen Fuß in sein Haus setzen dürfen. Die Herren vom Gerichte werden heute die ersten sein. Aber folgt daraus, daß er nicht verrückt ist? Ich denke gerade im Gegentheil.“

Auch das war eine Logik.

„Aber was für Leute wohnen denn in dem Hause?“ fragte der Secretair noch.

„Zuerst seine Alte.“

„Seine Alte? Wer ist die?"

„Na, Sie werden sie schon kennen lernen. Sie commandirt das Haus."

„Dann?"

„Dann eine Jüngere."

„Und wer ist die?"

„Man spricht Allerlei davon, und darum sage ich lieber nichts. Ein Wirth muß sich in Acht nehmen."

„Hat der Alte nicht einen Sohn?"

„Ja, der arme Mensch ist auch noch im Hause. Und das werden sie wohl Alle sein. Denn die Domestiken müssen in einem Nebenhause wohnen, und kommen in das Haupthaus nur, wenn die Alte sie ruft, und die läßt sie dann nicht aus den Augen. Es mag freilich mitunter in dem Hause curios genug hergehen, und Manches vorfallen, was nicht Jedermann hören und sehen darf. So zum Beispiel — Aber ein Wirth muß schweigen können."

„So zum Beispiel, Herr Wirth?"

„Ich habe nichts gesagt, Herr Secretair." Er sagte in der That nichts mehr.

Ich brach mit dem Secretair nach dem Hause des Herrn Lohmann auf. Es war nach sieben Uhr Abends. Der Abend war völlig dunkel. Ein Knecht des Wirths mit einer Laterne führte uns

hin. Als wir die letzten Häuser des Dorfes hinter uns hatten, kamen wir zuerst an einen weiten Platz, der nach mehreren Seiten von Gebäuden eingefaßt schien. In der Dunkelheit konnte man es nicht näher unterscheiden.

„Der alte Klosterplatz,“ sagte der Knecht.

Wir betraten ihn. Ein schmaler Fußpfad führte uns zwischen Steingeröll, halb verdorrtem Grase, Disteln und ähnlichem Unkraut weiter. Man konnte jetzt jene Einfassung des Platzes genauer unterscheiden. Die Umrisse langer, hoher Gebäude zeichneten sich an dem dunklen Himmel ab. Sie selbst lagen völlig finster da. Auch auf dem ganzen weiten Platze herrschte tiefe Finsterniß. Kein Licht, keine Spur irgend eines Lebens war bemerkbar.

„Wo ist die Lohmann'sche Wohnung?“ fragte ich den Knecht.

„Sogleich, Herr!“

Er führte uns weiter. Der Pfad bog sich aus der Mitte des Platzes heraus, nach rechts. Wir kamen einem der langen, hohen Gebäude näher. Die Laterne warf ihr ungewisses Licht darauf. Wir gingen an einer kahlen, grauen, mitunter verfallenen Mauer. Hin und wieder waren Fensteröffnungen da, aber es waren keine Fenster, nicht einmal Fensterkreuze mehr darin.

„Das alte Kloster," sagte der Knecht.

Seine Worte hallten durch die Oeffnungen der Mauer, wie in einen weiten, leeren, wüsten Raum hinein.

Wir kamen an dem alten Kloster vorüber. Eine niedrige Mauer zog sich vor uns her. Der Knecht führte uns gerade auf sie zu. Sie hatte eine Oeffnung. Ehemals war eine Pforte hier gewesen. Sie mußte schon längst verschwunden sein. Nur noch der eine Pfosten stand da. Wo der zweite gestanden hatte, war sogar die Mauer eingefallen. Wir durchschritten die Oeffnung und gelangten auf einen kleinen Platz. Der Schein der Laterne zeigte höheres, wilderes, üppigeres Unkraut; es stand in gewissen regelmäßigen Gruppen. Das waren alte Gartenbeete. Wir befanden uns nicht in einem alten, aber in einem ehemaligen, längst verwüsteten Garten. An seinem Ende, uns gegenüber, lag wieder ein Gebäude. Es war ungleich kleiner, als jenes alte Kloster, aber noch immer größer, als ein gewöhnliches bürgerliches Wohnhaus. Seine Umrisse schienen mir in der Dunkelheit ein herrschaftliches Landhaus im Style des siebzehnten Jahrhunderts anzuzeigen. Als wir näher kamen, zeigte das Licht der Laterne denselben grauen Mauerstein, mit dem das Kloster auf-

geführt war, und auch hier waren die Mauern vielfach verfallen und beschädigt. Das Haus lag so dunkel und so still da, wie vorher das alte Kloster. Seine Fensteröffnungen waren von außen mit schweren Läden verschlossen, so dicht, daß keine Ritze die Spur eines Lichtes zeigte, wenn inwendig ein Licht brannte.

„Das Haus des Herrn Lohmann," sagte der Knecht.

„Die ehemalige Priorei des Klosters," setzte der Secretair hinzu.

Wir stiegen eine steinerne Treppe von fünf oder sechs Stufen hinauf. Sie war alt, die Steine waren schadhaft, lagen lose, ein Geländer war vielleicht einmal da gewesen. Wir standen vor einer Thüre von schwerem, dunklem Eichenholz. In ihrer Mitte war ein verrosteter Klopfer.

„Klopfen Sie da nur an," sagte der Knecht, und er kehrte eilig mit seiner Laterne zurück, als wenn es anfange, ihm zu grauen.

Wir standen an dem Hause des Verrückten. Unser erstes Gefühl, wenn wir einem Menschen begegnen, dessen Geist ewige Nacht umfängt, ist Mitleiden; wir können uns aber auch eines gewissen Grauens nicht erwehren, vielleicht noch von den Kinderjahren her. Ich sollte in das Haus

des Verrückten eintreten. Seit achtzehn Jahren hatte kein fremdes Auge den Mann gesehen; seit eben so langer Zeit hatte kein fremder Fuß das Haus betreten. Es lag so dunkel, so unheimlich vor mir, in der Abgeschiedenheit alter, verfallener, wüster Klostermauern, selbst alt, verfallen, wüst. Hier hausete der Unglückliche, in der Nacht des Geistes, in jener sonderbaren Umgebung, in der Nähe eines schweren, blutigen Verbrechens. War nicht auch von Verbrechen die Rede gewesen?

Was sollte ich in dem Hause finden? Aber was wußte ich denn von einem Verbrechen? War der alte Mann nur verrückt, geistesschwach? Dennoch, was sollte ich finden? —

Ich erhob den verrosteten Thürklopfer und klopfte. Der Schlag hallte dumpf wieder, wie durch das ganze Haus. Aber es regte sich nichts drinnen.

„Herr Assessor," sagte der Secretair neben mir.

„Sie sind neugierig, Herr Secretair!"

„Ach, ich weiß nicht — ich — Es kann Einem fast schauerlich hier werden."

In dem Hause regte sich etwas. Es schienen leise und doch schwerfällige, langsame Schritte zu sein. Ein niedriges Fenster über der Thüre wurde von einem matten Lichtstrahl erhellt. Die Schritte

naheten sich. In dem Schlosse der Thüre wurde ein Schlüssel gedreht. Dann wurde ein Riegel zurückgeschoben; darauf wurde an der Thüre gezogen, um sie vollends zu öffnen. Alles geschah langsam, leise, wie um so wenig wie möglich Geräusch zu machen, aber auch, wie ich meinte, mit einer gewissen Unlust, Bequemlichkeit, Trägheit.

Wer mag da öffnen? Welche Figur mag gleich vor uns stehen?

Selbst der Secretair sagte wieder: „Da bin ich doch neugierig."

Die Thüre ging auf. Ein Frauenzimmer, mit einer Laterne in der Hand, stand unmittelbar an der geöffneten Thüre vor uns. Sie trug bürgerliche Kleidung, etwas nachlässig. Sie war noch jung; sie konnte vier- bis fünfundzwanzig Jahre zählen; ihre Gestalt war schlank. Ihre Gesichtszüge waren nicht häßlich; sie zeigten sogar eine gewisse Regelmäßigkeit, aber sie waren von einer gelblichen Leichenfarbe bedeckt, und der Farbe entsprach der Ausdruck des Gesichts. Man konnte meinen, eine Todtenmaske zu sehen. In dem ganzen Gesichte bewegte sich nichts, es war todt und starr. Die Augen waren wie von grauem Glase. Von Geist war in dem Allen keine Spur zu sehen. So stand sie vor uns. Daß die Figur

Leben hatte, zeigte eine Bewegung ihres Armes, womit sie die Laterne höher hielt, um uns besser sehen zu können, und ein Blick stumpfer geistloser Neugierde, mit dem sie uns betrachtete. Sie machte einen unheimlichen Eindruck. Aber ein anderer, widerwärtigerer Eindruck verdrängte ihn.

Wir befanden uns an einer kleinen Halle. Im Hintergrunde derselben, uns gerade gegenüber, stand eine zweite weibliche Figur, mit einer Lampe in der Hand. Die Lampe beleuchtete ihr Gesicht, man konnte es voll sehen. Man glaubte kein häßlicheres Gesicht eines alten, bösen Weibes sehen zu können. Eine alte, schwarze Haube aus dem vorigen Jahrhundert umgab dieses häßliche, boshafte Gesicht. Ein weites Kleid von großgeblumtem Kattun umhüllte eine alte, magere Figur. Daß Haube und Kleid nicht eben sehr rein waren, ich konnte es in der Entfernung nicht sehen, aber ich hätte darauf geschworen, daß sie es nicht waren.

„Herrscht in diesem Hause der Blödsinn oder der Satan?“ mußte ich mich unwillkürlich fragen.

Den Secretair sah ich sich unwillkürlich schütteln.

Die Alte hatte nur sehen wollen, wer Einlaß in das Haus begehre. Sie warf noch einen flüchtigen Blick auf uns, dann verschwand sie durch eine Seitenthüre. Wir waren mit der Jüngeren allein.

„Wir sind zur Aufnahme eines Testamentes hierher gekommen,“ sagte ich zu ihr.

Sie nickte mit dem Kopfe. „Ich weiß es, kommen Sie nur herein.“ Es war eine träge, schläfrige, geistlose Stimme, mit der sie das sprach.

Wir traten in die Halle. Aber sie führte uns nicht weiter. Sie setzte ihre Laterne auf die Erde, trat näher an die Thüre, faßte mit der einen Hand diese und mit der anderen den im Schlosse steckenden Schlüssel, und wollte so die Thüre wieder zudrücken und abschließen. Sie that Alles langsam, schwerfällig, schläfrig. Darum kam sie auch nicht damit zu Stande.

Eine andere weibliche Gestalt, ein behendes, entschlossenes Wesen, kam ihr zuvor. Aus der Maueröffnung, durch die auch wir vorhin gekommen waren, kam sie schnell herangeflogen, mit wenigen Sprüngen war sie oben auf der steinernen Treppe. Als die Andere die Thüre zudrücken wollte, stand sie mitten in dieser. Ehe die Andere sich besinnen konnte, war sie neben uns in der Halle. Es war unsere Reisegefährtin, die der Pater Theodorus seine gute Marianne genannt hatte.

„Guten Abend,“ sagte Marianne mit ihrem raschen, entschlossenen Wesen.

Auf einmal kam jene Andere zur Besinnung.

Die Todtenmaske belebte sich; die geistlosen Züge bekamen Geist. Aber welch ein Leben war das, welch ein Geist! Das Gesicht blieb bleich, die Züge veränderten sich nicht; nur die Augen bewegten sich, sie sprüheten ein wildes Feuer.

„Was willst Du hier?" rief sie der Fremden zu. Sie rief es in einem sonderbaren Tone, wie ein eigensinniges, verzogenes, schreiendes Kind von sechs oder sieben Jahren.

Wie ein solches Kind kam sie mir auf einmal überhaupt vor. Ihr Körper hatte die Ausbildung des Alters von fünfundzwanzig Jahren: vielleicht war sie noch älter. Ihr Geist war in der Entwickelung ihres siebenten Jahres stehen geblieben. Die Fremde, Marianne, stand ihr mit Ruhe, aber auch mit einem fest entschlossenen Muthe gegenüber. Welcher Gegensatz, jenes gelblich bleiche, wuthsprühende, kindisch schreiende, in diesem Augenblicke von dem Schreien verzerrte und so doppelt häßliche Gesicht, und dieses klare, ruhige, muthvolle, feine, von der Reise und der augenblicklichen Erregung etwas geröthete und jetzt wirklich schöne Gesicht, mit den dunklen, glanzvollen Augen!

„Was willst Du hier?" hatte jene dem Mädchen zugeschrieen.

„Ich will in dieses Haus," antwortete Marianne ruhig.

„Zu wem, zu wem?"

„Zu meinem Pflegevater."

„Du lügst, Du lügst. Du willst nicht zu ihm. Du sollst zu keinem Menschen. Du sollst aus dem Hause. Hinaus, hinaus!"

Sie rief immer in dem weinerlichen, schreienden Tone eines verzogenen, trotzigen, heftigen Kindes, das seinen Willen nicht bekommt. Das Geschrei hallte durch das ganze Haus.

Im Hintergrunde der Halle, dort, wo das häßliche alte Weib verschwunden war, öffnete sich eine Thüre. Die Alte erschien darin. Sie blickte rasch umher. Das Geschrei der Tochter schien sie erschreckt zu haben. Auf einmal sah sie die Fremde, Marianne. Das häßliche Gesicht verzerrte sich in entsetzlicher Bosheit. Sie stürzte wie eine Furie näher. Aber mitten in der Halle schien sie sich auf etwas zu besinnen und hielt ihren Schritt an. Sie sah zweifelhaft auf die Fremde, dann auf mich und den Secretair.

Marianne hatte sich auf unsere Seite gestellt; es konnte aussehen, als wenn sie unter unserem, der Gerichtsbeamten, Schutze stehe, als wenn sie gar mit uns gekommen sei. Die Alte stutzte sicht-

lich. Die Andere sah es nicht. Sie blieb das schreiende Kind von sieben Jahren. Sie hatte die Alte gesehen und lief auf sie zu.

„Die Marianne ist hier, Mutter; sie will nicht wieder fort; sie will nicht aus dem Hause. Hilf mir. Sie soll fort, sie soll fort; sie soll nicht zu ihm."

Sie war also die Tochter der Alten.

Die alte Frau stand zweifelhaft in sichtbarer Unruhe. Marianne trat auf sie zu, ruhig, muthig, wie sie bisher war.

„Madame Langlet, mein Pflegevater liegt im Sterben. Sie werden mir doch erlauben, daß ich ihn noch einmal sehe."

Aus den Augen der alten Madame Langlet schoß ein furchtbar wüthender Blick. Aber ein unruhiger Seitenblick auf uns, die Gerichtsbeamten, folgte ihm. Die Frau mäßigte sich.

„Wer hat Dir gesagt, daß er im Sterben liegt?" fragte sie die Fremde.

„Ich habe es gehört."

„Und darum bist Du hergekommen?"

Das Mädchen besann sich.

„Jetzt, ja," antwortete sie dann, aber, wie es mir schien, nicht ohne einen Vorbehalt gegen sich selbst.

Auch die Frau besann sich.

„Du kannst bleiben."

„Sie soll fort, sie soll fort!" schrie die Tochter. Aber die Alte brauchte ihr nur einen einzigen drohenden Blick zuzuwerfen. Sie schwieg wie das an den strengsten Gehorsam gewöhnte Kind.

„Komm," sagte die Alte dann zu der Fremden. „Führe die Herren, Adrienne," befahl sie ihrer Tochter.

Marianne folgte ihr ohne Zögern durch die Thür, durch welche jene eingetreten war. Die Tochter der Alten, Adrienne Langlet, führte uns durch eine gegenüberliegende Thür in ein Zimmer; sie selbst trat nicht mit hinein. Es war ein hohes, geräumiges Zimmer; Decke und Gesimse zeigten kunstvolle und noch wohlerhaltene Stuckaturarbeiten. Das Kloster war reich gewesen. Auch die Möbel, die umherstanden, ließen dies erkennen; sie waren so alt und altmodisch, daß sie wohl noch aus den Zeiten der Prioren herstammten, die in diesem Hause wie kleine Fürsten gelebt hatten. Alles war gediegen, von braunem Eichenholze, fest gepolstert, mit schweren Goldleisten und Goldrahmen verziert. Auf einem Tische in der Mitte des Zimmers brannten zwei Wachskerzen.

Wir waren allein in dem Gemache. Nichts

um uns her war unheimlich; aber in uns war es uns desto unheimlicher.

„Ah, Herr Assessor, das war eine sonderbare Entree; da kann einem graulich werden.“

„Ich bin neugierig auf das Weitere, Herr Secretair.“

„Spotten Sie nicht. Ich versichere Sie —“

„Ich sprach im Ernst.“

„Ah, nein, ich bin es nicht. Ist jene junge Person schon eine Verrückte —“

„Eine Verrückte, Herr Secretair?“

„Eine Blödsinnige denn, das können Sie nicht leugnen. Und von ihr hatte man nicht einmal etwas gehört. Wie mag da erst der Alte sein! Ein Glück nur, daß er im Sterben liegt, wie die Andere, die Marianne, sagte.“

„Ein Glück, Herr Secretair?“

„Herr Assessor, wenn der Mensch auch noch die Kräfte eines Rasenden hätte, hier, in dieser Einsamkeit, zwischen den alten Klostermauern, und dazu die andere Verrückte und der alte Satan, und wer weiß, was sonst noch in diesem Hause des Wahnsinns hauset; und ein Verbrechen soll der Alte ohnehin schon auf dem Gewissen haben — und das alte Weib sah aus, wie ein Verbrechen

— ah, Herr Assessor, da könnte einem wahrhaftig ängstlich zu Muthe werden."

„Ihnen, Herr Secretair?" mußte ich doch halb scherzend fragen. „Und Sie waren Offizier und haben die Feldzüge mitgemacht?"

Aber er antwortete sehr ernsthaft: „Ja, ja, Herr Assessor, und kein Mensch hat mir jemals Furchtsamkeit vorwerfen können. Damals! Aber sehen Sie, das verdammte Sitzen hinter den Acten, nun schon über achtzehn Jahre lang, Jahr ein, Jahr aus, Tag für Tag, vom frühen Morgen bis in den späten Abend, ah, das kann einen ganz anderen Menschen aus einem machen, das ruinirt zuletzt den Besten. O, diese Acten!"

Hatte der gute Mann nicht Recht? O, diese Acten!

Aber er wurde doch nach und nach wieder neugierig; am Plaudern war er schon. „Mich wundert nur," fuhr er fort, „wie das junge Mädchen, unsere Reisegefährtin, so allein mit dem alten Drachen gehen konnte. — Ja, ja, die Leute hatten wohl Recht, dieses alte Weib einen Drachen zu nennen! ich möchte nicht allein mit ihr sein. Aber das Mädchen schien nichts weniger als Furcht vor ihr zu haben. Da müssen sonderbare Verhältnisse vorliegen. Und zu wem wollte sie eigent-

lich und sollte sie doch nicht? Zu dem Alten nicht, sagte die Blödsinnige. Zu wem dann? Und warum wurde die Person so wüthend dabei? Ah, Herr Assessor, ich bin doch — ja, ich bin doch neugierig."

„Gott sei Dank!" sagte ich.

Er ging in dem Zimmer umher, um sich Alles anzusehen, nebenbei auch wohl etwas zu horchen. Dabei konnte er das Schwätzen nicht lassen.

„Verzweifelt feste Thüren, Herr Assessor. Das alte Eichenholz ist hart wie Eisen geworden, und so dick."

„Die geistlichen Herrn liebten das so, Herr Secretair."

„Ja, ja, aber man kann auch noch jetzt einen Menschen hinter diesen Thüren verschließen —"

„Einen, Herr Secretair, aber nicht zwei."

„Auch zwei, auch zwei. Warum läßt man uns hier so lange warten? — Und dann — sehen sich der Herr Assessor einmal diese Fensterladen an. Ah, sie sind in unseren Gerichtsgefängnissen nicht fester und dichter verschlossen."

„Herr Secretair, die Acten, die Acten!"

„Und wie still ist es um uns her! Kein Laut in dem ganzen Hause. Und es sind doch Menschen darin. Auch von unserer Reisegefährtin

hört man nichts mehr, und sie war doch wahrhaftig nicht auf den Mund gefallen. — Ah, Herr Assessor!"

„Nun?"

„Diese Todtenstille ist wirklich unheimlich. Wenn die beiden Weibsleute das arme Mädchen —! Die Alte war ein echter Drache, und die Junge war blödsinnig, und boshaft war sie dazu. Und boshafte Blödsinnige, Herr Assessor, Sie wissen es gewiß auch, sind die gefährlichsten Menschen, schrecken vor keinem Verbrechen zurück. Und den blödsinnigen Alten, der gar ein wirklicher Verrückter ist, kennen wir noch nicht einmal. Und Thüren und Fenster des Hauses sind wie mit Eisen verschlossen, und das Haus liegt so allein, von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, so recht zu Verbrechen geeignet, und es wäre gewiß nicht das erste —" Er hielt plötzlich inne. „Herr Gott, was war das?" rief er dann leise.

Er horchte gespannt. Ich hatte nichts gehört.

„Was haben Sie?" fragte ich ihn.

„Hörten Sie nichts?"

„Nein."

„Es war mir, als wenn ich Stimmen hörte; eine tiefe Baßstimme war darunter."

„Hat Ihre Einbildungskraft nicht vielleicht mehr gehört, als Ihr Ohr?"

Er wollte mir antworten, als auf einmal rasch, aber leise eine Thür geöffnet wurde. Er fuhr erschrocken zurück.

Das Zimmer hatte drei Thüren; die eine führte in die Halle, durch welche wir eingetreten waren; die beiden anderen befanden sich einander gegenüber in den beiden Seitenmauern, und eine von ihnen, die links, öffnete sich. Eine äußere Ursache zum Erschrecken hatte der Secretair wohl nicht gehabt.

Die alte Frau Langlet trat durch die Thür ein, und sie sah nicht im Geringsten schrecklich oder furchtbar, vielmehr sogar manierlich und freundlich aus. Sie hatte sich umgekleidet; darum hatten wir wohl warten müssen. Sie hatte eine weiße Haube aufgesetzt, die ziemlich reinlich war, und ein anderes, ebenfalls altmodisch großgeblümtes Kleid angezogen. Ihr Gesicht hatte ein Lächeln, das zugleich leidend und gewinnend sein sollte. Sie sah nicht mehr boshaft aus, aber gemein, und das böse Weib glaubte man ihr nun erst recht anzusehen. Sie hatte die Thür hinter sich zugemacht.

„Wenn es den Herren jetzt gefällig wäre," sagte sie.

Wir wollten ihr folgen. Sie bewegte sich aber nicht.

„Ich hätte noch eine Bitte an die Herren."

„Lassen sie hören."

„Der Herr Friedensrichter — er ist mein Vetter — ist sehr krank; er wird es wohl nicht lange mehr machen. Wenn Sie nicht zuviel mit ihm sprechen wollten."

„Ich werde nicht mehr mit ihm sprechen," erwiderte ich ihr, „als das Gesetz und das Geschäft erfordern."

Sie schritt zu der Thür zurück, aus der sie gekommen war. Wir folgten ihr.

„Ich darf doch zugegen bleiben?" fragte sie noch im Gehen.

„Wenigstens vorläufig," antwortete ich.

Es hatte mir nicht entgehen können, wie sie während des kurzen Gesprächs sowohl den Secretair, als mich, besonders aber mich, mit heimlichen Seitenblicken mißtrauisch, mit einer gewissen Besorgniß sogar, betrachtete. Ich mußte umsomehr auf meiner Hut sein.

Sie öffnete die Thür. Wir traten mit ihr in ein Zimmer, das dem, aus dem wir kamen, fast völlig gleich war, auch in seinem Ameublement; nur war ein Schreibtisch darin, auf dem mehrere Bücher standen, und in einer Ecke ein Bett mit Vorhängen. Das Bett war aber leer.

Dagegen lag auf einem Sopha in der Mitte der Stube Jemand auf und unter einem Bettkissen. Es war wohl der Testator, der vormalige Friedensrichter Lohmann, und wir befanden uns in seiner Arbeitsstube, die jetzt zugleich das Wohn- und Schlafzimmer des alten, kranken Mannes war. Die Frau führte uns zu dem Sopha.

„Herr Vetter Lohmann, die Gerichtsherren!"

Es war also der Testator. Er nickte mit dem Kopfe und zeigte mit der Hand nach Stühlen, die in der Nähe des Sopha's standen. Für unser Geschäft waren schon Vorbereitungen getroffen. Am Fußende des Sopha's stand ein Tisch mit zwei Wachskerzen darauf; ein Stuhl stand davor, für den, der an dem Tische schreiben sollte. Ein zweiter Stuhl befand sich an dem Kopfende des Sopha's; er war für mich bestimmt, und ich nahm ihn ein. Der Secretair setzte sich an den Tisch. Die alte Frau, Madame Langlet, trat zurück, nach dem Bette hin, an dessen Seite, hinter den Sitz des Secretairs. Sie konnte so den Kranken sowohl, als mich beobachten, während sie in dem Schatten des Secretairs stand und wenigstens ihre Gesichtszüge nur ungenau von mir beobachtet werden konnten. Sie hatte sich, wie in Be-

scheidenheit, so zurückgezogen. Ich glaubte, eine andere Absicht darin finden zu dürfen.

Ich betrachtete zunächst den Kranken. Das Gesicht zeigte einen sehr alten und sehr entkräfteten Mann. Es war lang, mager und blaß; die Züge waren erschlafft; die Augen matt und glanzlos; es war gerade kein häßliches, aber, wenigstens in diesem Augenblicke, ein völlig ausdrucksloses Gesicht. Die Augen waren halb geschlossen. Der Kranke lag wie in einer Apathie; er schien für nichts mehr Gefühl zu haben, auch für das Leben nicht. Seine Krankheit bestand wohl nur in großer Altersschwäche. Aber das Gesicht zeigte auch keine Spur von Blödsinn oder anderer Geistesschwäche, Geisteszerrüttung, Seelenkrankheit; in den Zügen weder Stumpfheit, noch Verzerrung; in den Augen weder Geistlosigkeit, noch ein flackerndes oder auch nur glimmendes Feuer.

Der Secretair legte seine Schreibmaterialien zum Schreiben zurecht. Ich begann ein Gespräch mit dem Testator, um vorläufig — das allgemeine Landrecht schrieb es ausdrücklich so vor — seine Identität und den Zustand seiner Geisteskräfte festzustellen.

„Sie sind der Herr Lohmann?“ fragte ich ihn.

„Ich heiße Louis François Lohmann," antwortete er.

Er antwortete mit einer schwachen, aber klaren, nicht unangenehmen Stimme. Die tiefe Baßstimme, die der Secretair vorhin gehört hatte, war es nicht. Freilich hatte er überhaupt eine Stimme gehört?

„In welchem Alter sind sie?" fuhr ich fort.

„Ich bin fünfundsiebzig Jahre alt."

„Sie sind nicht von hier gebürtig?"

„Das Elsaß ist meine Heimath."

„Sie waren hier früher Friedensrichter?"

„Tiefendorf war zum Hauptorte eines Cantons von gleichem Namen gemacht. Ich war Friedensrichter des Cantons."

Er gab alle Antworten zwar mit seiner schwachen Stimme, aber ohne körperliche Beschwerde oder Mühe; noch weniger waren sie seinem Geiste beschwerlich. Er antwortete, wenn auch nicht rasch, doch jedesmal sofort, ohne daß er sich zu sammeln oder zu besinnen brauchte. Sein Geist schien völlig klar zu sein. Er war es wenigstens bis jetzt noch. Auch der Secretair — ich sah es ihm an — verwunderte sich darüber.

„Sie wollen Ihren letzten Willen erklären?" fragte ich ihn weiter.

„Ja."

„Sie haben Jemanden den Auftrag gegeben, zu dem Zwecke einen Gerichtsdeputirten hieher zu erbitten?"

„Meinem Sohne."

„Sie kennen die Handschrift Ihres Sohnes?"

„Gewiß."

„Hat er dieses geschrieben?"

Ich hielt ihm die Eingabe des Sohnes vor das Gesicht; er sah sie genau an.

„Ja."

„Haben Sie vielleicht selber schriftlich Ihr Testament aufgesetzt?"

„Nein. Das Schreiben war mir schon seit Jahren zu schwer."

„Sie wollen es also mündlich zum gerichtlichen Protokoll erklären?"

„Das ist meine Absicht."

Noch immer war der Kranke eben so klar, wie ruhig. Dem Secretair schien es desto unklarer und unruhiger, beinahe unheimlicher zu werden. Die alte Frau stand unbeweglich, wie eine Statue, an das Bette gelehnt. Ich fuhr fort:

„Bevor wir zu der Aufnahme des Testamentes schreiten, habe ich noch eine Förmlichkeit zu entledigen. Ich kenne Sie nicht; der Herr Secre-

tair kennt Sie ebenfalls nicht. Gleichwohl verlangt das Gesetz ausdrücklich, daß Ihre Person festgestellt werde."

Der Kranke besann sich, aber nur einen Augenblick.

„Sie kennen auch Niemanden von meinen Hausgenossen?"

Die Frage zeigte wiederholt, wie klar und richtig seine Gedanken waren.

„Nein," erwiderte ich.

Er richtete seine Augen fragend auf die Frau Langlet. Die Frau sann nach.

„Es bedarf," bemerkte ich, „nur der Anerkennung Seitens einer einzigen Person, die auch entweder mir oder dem Herrn Secretair bekannt ist. — Der Pater Theodorus zum Beispiel," setzte ich hinzu. „Ich selbst kenne außer ihm Niemanden im Dorfe."

Der Name des Geistlichen brachte eine sonderbare Wirkung hervor. Die alte Frau schoß an dem Bette plötzlich in die Höhe. Dem Kranken sank der halb aufgerichtete Kopf in das Bettkissen zurück; dann traf mich ein scheuer Blick seiner Augen. Aber fast in demselben Moment sah ich von dem Bette her, aus und trotz dem Schatten, in dem die Frau Langlet stand, einen zuckenden Blitz

zweier drohender, befehlender Augen nach ihm hinleuchten. Der Kranke sah den Blitz. Er erschrak, nahm sich aber zusammen. Sein Auge schloß sich darauf wieder halb und in seinem Gesichte war keine Spur von Unruhe mehr zu entdecken.

Stand er so in der Gewalt der Frau? Und hatte sie zugleich darum, um diese zu jeder Zeit über ihn ausüben zu können, sich an das Bett gestellt, wo sein erster Blick gerade auf sie fallen mußte?

Ich konnte sie entfernen, und mußte es nach den Gesetzen, sobald ich bemerkte, daß ihre Gegenwart irgend einen zwingenden Einfluß auf seine freien Entschließungen ausüben wollte. Hiervon konnte aber erst bei der wirklichen Aufnahme des letzten Willens die Rede sein. Zudem war es mir, als wenn die fernere Anwesenheit der Frau dazu beitragen müsse, Licht in ein Dunkel zu bringen, das ich auf einmal mit größerem Rechte, als bisher, glaubte ahnen zu dürfen.

„Der Pater Theodorus," hatte ich gesagt. Ich hatte keine Antwort erhalten. „Sie schienen einverstanden zu sein," sagte ich absichtlich.

Die alte Frau hatte rasch einen Entschluß gefaßt.

„Ich werde nach ihm schicken."

Sie verließ das Zimmer durch eine Thür, die auch aus diesem in die Vorhalle des Hauses führte. Nach einer halben Minute war sie wieder da und auf ihrem Platze. Sie mußte sich sehr beeilt haben. Ich hatte unterdeß fortgefahren.

„Wir können mittlerweile weiter verhandeln.“

Der Kranke nickte mit dem Kopfe.

„Sie haben über den Inhalt Ihres Testamentes schon einen Entschluß gefaßt?“

„Ja.“

„In welcher Weise wollen Sie testiren?“

„Mein einziger Erbe soll mein Sohn sein.“

„Sein Name?“

„Er heißt Louis François, wie ich.“

„Er ist Ihr einziges Kind?“

„Er ist mein einziges Kind.“

„Sie sind auch nicht mehr verheirathet?“

„Ich bin Wittwer.“

„Sie haben keine Nebenbestimmungen?“

„Ich will noch ein Vermächtniß aussetzen. Madame Langlet, meine Anverwandte, soll, so lange sie lebt, freie Wohnung und Bewirthschaftung und Benutzung dieses Hauses und der dazu gehörigen Gebäude, Gärten und anderen Räume behalten; außerdem soll mein Sohn ihr eine

lebenslängliche Rente von dreihundert Thalern auszahlen."

„Weitere Bestimmungen hätten sie nicht?"

Der Kranke lag still und schien nachzusinnen. Die alte Frau am Bette machte eine unruhige Bewegung; es kam mir vor, als wenn sie dem Kranken ihre Anwesenheit bemerklich machen wolle; der alte Mann achtete jedoch nicht darauf. Sie räusperte sich geräuschvoll. Er schien leise zusammenzufahren. Noch einen Augenblick sann er unschlüssig nach. Dann sagte er:

„Ich setze meinen Sohn nur unter einer Bedingung zum Erben ein."

Er hielt inne. Er hatte langsamer gesprochen, als vorher, aber nicht minder mit vollem Bewußtsein; schon seine Unentschlossenheit, bevor er sprach, mußte dies bestätigen. Ob er nicht unter einem moralischen Zwange der anwesenden Frau sprach, war eine andere Frage; nach seinen ferneren Worten war es beinahe anzunehmen.

„Nennen Sie diese Bedingung," forderte ich ihn auf.

„Mein Sohn soll die Tochter der Frau Langlet heirathen."

„Das ist Ihre Bedingung?"

„Ja."

„Der Name der Dame, die Ihr Sohn heirathen soll.“

„Adrienne Langlet.“

Die Blödsinnige sollte der junge Mann heirathen! Dem Secretair flog das Papier aus der Hand, das er gerade falten wollte, um das Protokoll darauf zu schreiben.

Mir fiel unwillkürlich unsere hübsche, muthige, entschlossene Reisegefährtin Marianne ein, der von der Blödsinnigen der Eingang in das Haus verwehrt war, die, wie die Blödsinnige meinte, zu einem Andern als dem Kranken gewollt hatte. Zu wem hatte sie gewollt? Zu wem hatte Jene sie nicht lassen wollen? Das Gesicht der alten Frau glaubte ich, trotz der Dunkelheit, in der sie stand, zufrieden lächeln zu sehen.

Der Kranke hatte völlig klar, ruhig und bestimmt gesprochen. Ich hatte noch ein paar Fragen über den Gegenstand an ihn zu richten.

„Wenn ihr Sohn die Bedingung nicht erfüllen will — haben Sie besondere Bestimmungen für den Fall zu treffen?“

„Er soll alsdann auf den Pflichttheil eingesetzt werden.“

„Und wie soll es mit ihrem übrigen Nachlasse werden?“

„Die Frau Langlet wird dann Erbin meines gesammten übrigen Nachlasses.“

Auch das sprach er bestimmt, fest. Aber ich glaubte doch, eine leise Unruhe an ihm wahrzunehmen, als er es gesagt hatte. Das Gesicht der Alten glänzte triumphirend. Sie war so häßlich, und sah jetzt wieder so boshaft aus.

„Noch ist der Tag nicht zu Ende,“ mußte ich bei mir denken, auch nicht — ich will es nicht leugnen — ohne einige Bosheit. — Ich war mit meinen Fragen zu Ende.

Nach dem gewöhnlichen formellen Gange konnte ich den Inhalt der Bestimmungen des Testators nicht zu Protokoll nehmen, bevor die Anerkennung seiner Person erfolgt war. Ich durfte aber auch ausnahmsweise diese nachfolgen lassen. Es war mir indeß um so mehr an Beobachtung jener gewöhnlichen Form gelegen, als mir so eben die Unruhe des Kranken aufgefallen war, und als das allgemeine Gerücht seiner Geistesstörung mir noch immer die Pflicht auferlegte, auch in anderer Weise seinen geistigen Zustand noch festzustellen zu suchen. Dies that ich jetzt. Die Frau Langlet ließ ich vor der Hand noch absichtlich da, um zugleich mich zu überzeugen, in welchem Grade er wirklich, auch hinsichtlich seiner letztwilligen

Entschließungen, unter dem Einflusse der Frau stehe. Ich konnte dann später mit um so mehr Hoffnung auf Erfolg seinen wahren freien Willen ermitteln.

Ich knüpfte an allgemeine Beziehungen und Lebensverhältnisse des Kranken an, ohne weitere Nebenabsicht. Wie bald sollte das, was ich erfuhr, mich in furchtbarer Weise die Absicht meines Fragens völlig vergessen lassen!

„In welchem Jahre sind Sie hierher gekommen?" fragte ich ihn.

„Im Jahre 1809," antwortete er, „gleich, als die französische Gerichtsverfassung hier eingeführt wurde."

„Und Sie verwalteten das Amt eines Friedensrichters bis zur preußischen Zeit?"

„Bis die preußische Gerichtsverfassung eingeführt wurde."

„Sie bekommen Pension?"

„Nein, ich habe darauf verzichtet."

„Ein seltener Fall; Sie waren freilich schon damals in glücklicher Vermögenslage."

„Ich war es."

„War nicht im Jahre 1813 ein Gefecht in dieser Gegend?"

Ich hatte auch diese Frage ohne alle Neben-

absicht gethan. Gleichwohl war es, als ob auf einmal ein leichtes Zittern das Gesicht des Kranken durchzuckte. Ich war noch so arglos, daß mir auch das nicht einmal auffiel.

„Ja," antwortete der Kranke.

„Bald nach der Schlacht von Leipzig?"

„Bald nachher."

„Zwischen Franzosen und Kosaken?"

„Ja."

„Es sollen nur wenige Franzosen mit dem Leben davon gekommen sein?"

„So hieß es."

„Wie war deren Schicksal? Anderswo ist leider manchmal das Volk über sie hergefallen, selbst verrätherisch, räuberisch."

Die ungeheure Veränderung, die auf einmal, in kaum einer halben Minute, mit dem alten Manne vorgegangen war, mußte mir um so mehr auffallen, je weniger ich bei meinen nach dieser Seite arglosen Fragen darauf vorbereitet war. In sein blasses Gesicht war eine fliegende Röthe getreten; der Mund stand ihm offen, die Augen starrten mich mit unruhig leuchtendem Lichte an. Ich mußte unwillkürlich einen Blick auf die Frau Langlet werfen. Ihre Gesichtszüge konnte ich nicht

unterscheiden; sie hatte sich tiefer in den Schatten des Secretairs gestellt. Aber sie hatte den Kopf vorgebeugt, den Fuß aufgehoben, als wenn sie in großer, nicht mehr zurückhaltender Unruhe vortreten, den Kranken in Schutz nehmen, sich ihm, der nicht nach ihr hinsah, mindestens bemerklich machen müsse.

Was war das?

Der Secretair hatte unterwegs — wie er sagte, nach einem Gerüchte — auf ein Verbrechen hingedeutet, das in jener Franzosenzeit verübt sein, und durch welches der alte Lohmann seinen plötzlichen Reichthum erlangt haben solle. Ich hatte an seine glückliche Vermögenslage absichtslos erinnert, aber plötzlich eine Frage nach jener kriegerischen Zeit angeknüpft. Auf einmal diese Unruhe, diese Verwirrung, des Kranken sowohl, wie der alten Frau. Ja, schien in dem flackernden Augenleuchten des alten Mannes sich nicht das plötzliche, durch die Erinnerung an das Verbrechen veranlaßte Wiedererwachen eines Wahnsinns anzukündigen, der vielleicht seit kürzerer, vielleicht seit längerer Zeit ruhig geschlummert hatte?

Ich dachte zugleich wieder an das auffallende Benehmen des Pater Theodorus, als der Secre-

tair ihn nach jenem Kriegsereignisse gefragt hatte. Ich glaubte auf einmal einen Faden in ein tiefes, dunkles Labyrinth gefunden zu haben. Ich mußte ihn weiter verfolgen; freilich konnte ich es nur an der Hand der wenigen Gerüchte, die ich von dem Secretair und aus dessen Gespräch mit dem Pater entnommen hatte. Der Kranke hatte mir auf meine Frage nicht geantwortet.

„In manchen Gegenden Deutschlands," fuhr ich fort, „fielen in jener Zeit ähnliche kleine Gefechte zwischen den Franzosen und den verfolgenden Feinden vor. Sie haben gewiß davon gehört?"

„Ja, ja, sagte er, lebhafter, als bisher.

„Die armen Franzosen waren immer verloren. Entgingen sie dem Tode im Gefechte, so viel das Volk über sie her."

Er nickte mit dem Kopfe.

„Entgingen sie auch der Grausamkeit des Volkes, wurden sie selbst hülfreich, mitleidig aufgenommen — wie oft wurden sie hinterher das Opfer habsüchtigen, räuberischen, raubmörderischen Verraths!" Ich hatte ihm fest, scharf ins Auge geblickt, während ich diese Worte sprach.

Anfangs war es, als wenn er noch einen Versuch gemacht hätte, meinem Blicke auszuweichen,

die Augen niederzuschlagen. Auf einmal sah er mit den leuchtenden Augen mich starr an. Der Wahnsinn kehrte wohl mehr und mehr in ihn zurück. Der mißlungene Versuch war wohl die letzte Anstrengung des noch klaren Geistes gewesen. Er antwortete mir nicht.

„Erzählt man," fragte ich weiter, „nicht auch in dieser Gegend von ähnlichen Beispielen?"

„Gewiß weiß man davon," rief er wieder lebhaft.

„Und Sie kennen sie?"

„Wie werde ich —?"

Hatte er sagen wollen: „Wie werde ich nicht?"

Die Frau Langlet war, einer Furie ähnlich, aber einer Furie, die in der Todesangst ist, von dem Bette hervorgesprungen. Ein wüthender Blitz ihrer funkelnden Augen traf den Kranken. Das Wort, das er aussprechen wollte, starb ihm auf den Lippen. Sein Blick wurde ängstlich. Sein Kopf fiel auf das Kissen zurück.

Das Weib mußte eine ungeheure Gewalt über den Mann haben; ihr drohender Blick hatte ihm sogar das entflohene Bewußtsein zurückgeben können. Es war jetzt Zeit, sie zu entfernen.

„Madame," sagte ich zu ihr, „hätten Sie die Güte, uns zu verlassen?"

Sie schien vorbereitet auf die Aufforderung zu sein. Sie harte keine Lust, ihr Folge zu geben.

„Mein Platz ist hier," sagte sie, „bei dem Kranken. Er bedarf meiner Hülfe." Sie sprach schnell, mit der Stimme der unterdrückten Wuth. Sie wendete sich zugleich rasch an den Kranken: „Nicht wahr, Vetter, ich soll hier bleiben? Sie wollen es?!"

„Ja, ja, ich will es."

Ich stand auf. „Madame, hätten Sie die Güte, sich mit mir auf ein paar Augenblicke in ein Nebenzimmer zu begeben?"

Ich schritt auf die Thüre des Zimmers zu aus dem wir in das Krankenzimmer getreten waren. Ich öffnete sie. Mein ruhiges, entschiedenes Benehmen imponirte ihr. Sie ging mit mir in das Zimmer. Wie die Wuth noch immer in ihr kochte und selbst eine trotzdem sichtbare Angst nicht in ihr aufkommen ließ, sah man dem häßlichen, boshaften Gesichte deutlich genug an.

„Was wollen Sie von mir?" begann sie von selbst.

„Ihnen mit wenigen Worten erklären, Ma-

dame, wozu ich das Recht und den festen Willen habe."

„Nun?"

„Sie kehren nicht in das Krankenzimmer zurück."

„Der Kranke bedarf meiner Hülfe."

„Wenn er Ihrer bedarf, werde ich Sie früh genug rufen."

„Ich weiche nicht von ihm; ich will nicht."

„So werden Sie mich zwingen —"

„In Gegenwart des Sterbenden gegen eine schwache Frau Gewalt zu gebrauchen?"

„Das nicht; aber ich werde zum Protokoll vermerken, wie Sie einen drohenden Einfluß auf den Testator ausgeübt hätten, der seine freie Willensbestimmung hinderte, wie Sie ungeachtet meiner wiederholten Aufforderung ihn nicht hätten verlassen wollen, wie daher das so entstandene Testament nicht als ein freies, sondern nach meiner innersten Ueberzeugung nur als ein erzwungenes, gesetzlich nichtiges zu betrachten sei. Sie haben jetzt die Wahl, Madame."

Sie ging heftig im Zimmer auf und ab. Sie sann nach.

„Ich kann hier in diesem Zimmer bleiben?" blieb sie vor mir stehen.

„Nein, auch das nicht."

„Warum nicht?" stampfte sie wüthend mit dem Fuße.

„Sie würden hier horchen und jeden Augenblick die Verhandlung wieder stören können. Sie entfernen sich ganz aus der Nähe des Krankenzimmers."

„Aber ich werde ja wie eine Diebin, wie eine Räuberin behandelt. Hier, gleichsam in meinem eigenen Hause."

„Madame, darf ich bitten, sich kurz und rasch zu entschließen?"

„Gut, ich gehe."

„Noch ein Wort, Madame. Jeden Versuch, in das Krankenzimmer wieder einzudringen, würde ich als einen Zwang gegen den freien Willen des Kranken zum Protokoll verzeichnen."

Sie verließ wüthend das Zimmer.

Ich kehrte zu dem Kranken zurück. Er war noch unter dem Einflusse der Frau und erhob den Kopf, als ich eintrat. Er war unruhig, als er mich allein zurückkommen sah. Dann aber kam es mir doch vor, als wenn er sich auf einmal leichter fühle; sein Blick schien lebhafter zu werden, ohne das unruhige Flackern und Leuchten zu zeigen. Wenn ich zurückdachte, wie er, nach

meiner Meinung nur unter dem Zwange der Frau, sich dazu verstanden hatte, jene Bedingung für seinen Sohn auszusprechen, so erschien sein erleichterter Zustand mir erklärlich genug. Indeß lag mir für den Augenblick nur daran, der neuen Spur in ein tiefes Dunkel, die ich zuletzt aufgefunden zu haben glaubte, weiter nachzuforschen. Ich mußte vorsichtig verfahren. Er hatte dem Anschein nach sein volles Bewußtsein zurückerhalten.

Ich setzte mich wieder auf den Stuhl ihm gegenüber, unbefangen, als wenn nichts vorgefallen sei.

„Ich bedaure," sagte ich, „daß ich nicht sofort mit der Aufnahme des Testaments fortfahren kann. Wir müssen eine Pause machen."

„Warum das?" fragte er.

„Sie wissen selbst, es muß die Feststellung Ihrer Identität vorhergehen."

„Freilich."

„Indeß wird hoffentlich der Pater Theodorus bald eintreffen."

„Der Pater Theodorus?" fragte er, wie sich verwundernd.

Verstellte er sich oder hatte er vergessen, daß wir vorher über den Pater gesprochen hatten?

„Er soll Sie recognosciren," sagte ich.

„Ah so!"

Er besann sich; er hatte sich also nicht verstellt; aber er wurde wieder unruhig. Warum schon zum zweiten Male bei dem Namen? Ein sonderbarer Gedanke schoß mir auf einmal in die Seele.

„Sie sind mit dem Pater bekannt?" fragte ich den Kranken.

„Er ist seit meinem Hiersein Pfarrer des Dorfes."

„Sehen Sie ihn oft?"

„Es ist lange her, daß ich ihn nicht sah."

„Er scheint ein sehr würdiger Mann zu sein?"

Der Kranke wurde unruhiger. — „Sie kennen ihn?" fragte er mich.

„Ich bin mit ihm hierher gereist."

In seinem hageren Gesichte zuckte es, in seinen Augen flackerte es plötzlich wieder; der Irrsinn schien in ihm zurückzukehren. War ich mit meinem Gedanken auf dem richtigen Wege?

„Ich war," fuhr ich fort, „mit dem Pater in jener Gegend, in welcher im Jahre 1813 die Franzosen von den Kosaken überfallen wurden." Er starrte mich mit den unruhig brennenden Augen an, ohne zu antworten. „Der Pater erzählte von dem Gefechte."

„Er erzählte?"

„Auch, daß die meisten Franzosen hier niedergemacht worden seien."

„Ja, ja."

„Aber nicht Alle."

„Nein, nicht Alle."

Seine Augen brannten unruhiger; auch die helle Röthe flog wieder durch sein Gesicht. Er war wieder in dem Zustande jenes Augenblickes, da die Frau Langlet durch ihr plötzliches Vorspringen meine Unterredung mit ihm unterbrochen hatte. Ich knüpfte unmittelbar und wörtlich an ihn an.

„Die den Kosaken entgingen," sprach ich weiter, „fanden nachher wohl ein noch taurigeres Loos?"

„So?" rief er, lauter und mit einem Blicke, als wenn er mich durchbohren wolle.

„Man spricht davon."

„Wer spricht davon?"

„Sie sind katholisch?" fragte ich plötzlich.

„Ja," antwortete er rasch.

„Und der Pater Theodorus ist Ihr Beichtvater?"

„Was wollen Sie von mir?" rief er mit einer furchtbaren Anstrengung seiner Brust.

Meine Gedanken waren auf dem richtigen Wege.

„Nichts," erwiderte ich ruhig. „Beantworten Sie mir meine Fragen. Namentlich soll es einem jungen Menschen schlecht ergangen sein."

„Nein, nein, das ist nicht wahr."

„Wäre es ein Frauenzimmer gewesen?"

Mir war plötzlich jene Frage des Secretairs an den Pater eingefallen. Der Kranke flog bei dieser Frage auf dem Sopha in die Höhe und wollte ganz von seinem Lager aufspringen, fiel aber kraftlos zurück. Ein paar Augenblicke lag er wie leblos da; das Gesicht bedeckte Todesbläße, die Augen waren geschlossen. Dann durchfuhr seinen Körper auf einmal eine heftige Zuckung; das Sopha, auf dem er lag, bebte. In sein Gesicht trat die fliegende Röthe zurück. Seine Augäpfel rollten unter den geschlossenen Lidern. Er öffnete sie noch nicht wieder. Der Secretair Hommel war so bleich geworden, wie der Kranke. Neugierig war er in diesem Augenblicke nicht, aber entsetzt.

„Herr Assessor, er stirbt," flüsterte er mir zu.

„Noch nicht."

„Aber ein Testament können wir hier nicht mehr machen."

„Wer weiß?"

Der Kranke schlug die Augen wieder auf; sie

waren stier. Er richtete sie auf mich und auf den Secretair, erkannte uns aber nicht.

„Das ist völlige Verrücktheit," flüsterte der Secretair wieder. „Ich sagte es ja, hier machen wir kein Testament mehr."

„Dann haben wir eine andere Aufgabe."

„Wie?"

„Zu inquiriren."

„Gegen den Sterbenden?"

Der brave Mann fragte es mit Entsetzen, aber auch mit Mitleiden.

„Es erscheint hart gegenüber dem Sterbenden," erwiderte ich ihm; „aber die Gerechtigkeit fordert es für die Lebenden."

Ich dachte an die alte Frau, an andere Personen. Das Auge des Kranken hatte unterdeß fast alle Gegenstände in dem Zimmer angestiert, die es, ohne daß er seine Lage veränderte, erreichen konnte. Aber der Blick war nicht mehr wild. Der Kranke lag in einem stillen Irrsinne da. Es war hart, was ich jetzt that, aber die Gerechtigkeit forderte es von mir.

„Auch ein Frauenzimmer war in jenem Gefechte gewesen?" fragte ich den Kranken.

Er horchte auf bei der Frage. Er dachte nach;

es war das Nachdenken des Irrsinnes. „In welchem Gefechte?" fragte er.

„Das im Jahre 1813 in der Nähe des Dorfes stattfand."

„Ah, ja."

„Zwischen den Franzosen und Kosaken."

„Ah, ja. Es war eine Französin."

„Erzählen Sie mir doch von ihr."

Er lächelte eine Weile mit den irren Augen vor sich hin; dann sagte er: „Es war ein hübsches Ding und noch so jung; es war Schade um sie." Er schwieg, still weiter lächelnd.

„Was war Schade?" fragte ich.

„Ah bah!"

„Sie antworteten mir nicht."

„Fragten Sie mich etwas?"

„Nach der jungen Französin."

„Ah so!"

„Sie sagten, es sei Schade um sie gewesen?"

„Gewiß, das war es."

„Was war Schade?"

„Sprach ich davon?"

„Freilich."

„Ja, ja, dann muß es wohl so sein."

„Aber was muß so sein?"

„Nun, was ich gesagt habe."

„Was haben Sie denn gesagt?“

„Nun, Sie wissen es ja.“

Auf diesem Wege war er zu dem, was er hatte sagen wollen, nicht zurückzubringen; ich mußte anders fragen.

„Die junge Französin war dem Kampfplatze entronnen?“

„Das war sie.“

„Ein Frauenzimmer?“

„Eine Dame!“

„Eine Dame?“

„Eine feine Dame!“

„Wie war sie in den Kampf gerathen?“

„Ei, sie hatte ja nicht von seiner Seite weichen wollen.“

„Von wessen Seite?“

„Nun, von der des französischen Commandanten, der in dem Gefechte blieb. Sie war ja seine Geliebte.“

„Wie?“

„Ja, ja, seine Geliebte, nicht seine Frau; die Leute lügen, wenn sie das sagen. Warum hätte sie dann Knabenkleidung getragen?“ Er gerieth beinahe in Eifer, während er dies sprach.

„Sie trug Knabenkleidung?“ fuhr ich mit meinen Fragen fort.

„Gewiß, und sie ließen ihr recht hübsch. Aber —“ Er schwieg wieder, vor sich hin lächelnd.

„Aber?“ fragte ich.

„Aber ich sah gleich, daß sie kein Knabe war.“

„Sie sahen sie also?“

„Gewiß. Sie kam ja zu mir in mein Haus.“

„Sie kam zu Ihnen?“

„Wie ich Ihnen sage.“

„Und was führte sie zu Ihnen!“

„Was sie zu mir führte? Sie genas in meinem Hause von einem Töchterchen.“

„Marianne?“ mußte ich unwillkürlich rufen.

„Ah, Sie kennen sie?“

„Marianne ist die Tochter jener Dame?“

„Wir ließen sie Marianne taufen.“

„Wer ließ sie so taufen?“

„Ich selbst.“

Eine fürchterliche Ahnung ergriff mich. „Und was wurde aus jener Unglücklichen?“

„Aus welcher Unglücklichen?“

„Der Französin, der Mutter Mariannens?“

„Ich sagte es Ihnen ja.“

„Sie haben mir nichts gesagt.“

„Sie haben mir ja vorhin gesagt, es sei Schade um sie gewesen.“

„Ich Ihnen?“

„Besinnen Sie sich nur."

„Was war denn eigentlich Schade um sie?"

„Nun, daß sie sterben mußte."

„Sie mußte sterben?"

„Nun ja."

Es überlief mich kalt. Dem Secretair standen dicke Schweißtropfen auf der Stirn. Der Irre lächelte vergnügt vor sich hin.

Die junge Dame, eine verlassene, unglückliche Fremde, die in der schwersten Stunde ihres Lebens Schutz und Hülfe gesucht hatte, die Mutter jener Marianne, hatte in dem Hause, in dem sie Schutz und Hülfe suchte, sterben müssen! Und der Mann, bei dem sie gestorben war, war seitdem aus einem armen Manne ein reicher Mann geworden! Und er war seit jener Zeit dem Wahnsinne verfallen! Und jenes böse Weib, das seitdem den Wahnsinnigen von aller Welt fern hielt, das auch mich nicht mit ihm hatte allein lassen wollen, war schon damals bei ihm gewesen, allein bei ihm mit der Unglücklichen! Sie hatte mich zu ihm lassen müssen, weil sie ohne sein Testament einen neuen verbrecherischen Zweck nicht erreichen konnte, vielleicht denselben Zweck, der sie schon zu jener Zeit zum Verbrechen geleitet hatte! Ja, mußte ich nicht in einen Abgrund blicken, in dem

ein schweres, entsetzliches Verbrechen lag? Und der Irre lag so freundlich lächelnd vor mir. Ich mußte weiter gehen.

„Die fremde Dame war in Ihr Haus gekommen?" fragte ich.

„Gewiß, in mein Haus."

„Wer hatte sie zu Ihnen gebracht?"

„Ein Bursche aus dem Dorfe."

„Sprach sie deutsch?"

„Etwas."

„Was wollte sie bei Ihnen?"

„Ich sagte es Ihnen ja schon."

„Was hatte sie dem Burschen gesagt?"

„Sie hatte ihn nach dem Friedensrichter des Ortes gefragt."

„Und was sagte sie zu Ihnen?"

Er lachte laut auf, als wenn er sich an etwas recht Lustiges erinnere. „Was sagte sie zu Ihnen?" wiederholte ich.

„Sie wollte auch ihr Testament machen."

„Ihr Testament?"

„Ich war ja Friedensrichter, und ein Notar war nicht im Dorfe."

„Machte sie ihr Testament?"

„Ah bah!"

„Sie machte es nicht?"

„Sie hatte keine Zeit dazu.“

„Warum nicht?“

„Nun, sie starb vorher,“ lächelte er zufrieden.

„Wie starb die Arme?“ fragte ich entsetzt.

„Sehr gefaßt,“ antwortete er mit seinem vergnügten Lächeln.

Ein neuer Schauder überlief mich.

„Sie erkannte ihren Tod?“

„Und ergab sich mit wahrhaft christlicher Gesinnung in ihr hartes Schicksal.“

„Sie selbst nennen es ein hartes?“

„Ja, sie war doch noch so jung.“

„Aber warum mußte sie sterben?“

„Warum stirbt der Mensch? Ich muß ja auch sterben. Sterben müssen wir Alle.“

„Ich meine, was die Ursache ihres Todes war?“

„Ich sage Ihnen ja, sie mußte sterben.“

„Starb sie eines natürlichen Todes?“

„Ah, der Tod ist immer natürlich. Er ist ein Gesetz der Natur.“

„Aber er hat natürliche oder widernatürliche, gewaltsame Ursachen.“

„Auch das ist nicht richtig. Es ist freilich ein sehr gewöhnlicher Irrthum.“ Er lächelte nicht mehr; aber sah mich mit einem wichtigen Ernste an.

Waren das Phrasen, die er vor seinem Irrsinn sich gebildet und eingeredet hatte, um sein Gewissen zu betäuben, und die er jetzt mechanisch wiederholte?

Ich bekam keine andere Antwort mehr von ihm. Der Irrsinn war vollständig in ihm ausgebildet oder vielmehr vollständig, alle bewußte geistige Thätigkeit lähmend, aufhebend in ihn zurückgekehrt. Ich mußte darauf verzichten, noch etwas von ihm zu erfahren, gerade in dem Augenblicke, als ich das Recht von ihm erfahren sollte, unmittelbar an der Schwelle des eigentlichen Geheimnisses selbst. War hier wirklich ein Verbrechen begangen? Und welches? Ein Mord? Welches andere? —

Ein Testament hatten wir nicht mehr aufzunehmen. Der Zustand des völligen Irrsinns des Kranken war nicht zu verkennen. An eine vollständige Rückkehr klaren, geistigen Bewußtseins war nicht zu denken. Ein Irrsinniger konnte kein Testament machen. So dachte ich. Das Nächste, was ich amtlich zu thun hatte, war, die bisherigen Vorgänge kurz dem Secretair zu Protokoll zu dictiren. Was dann weiter zu veranlassen war, ob namentlich Schritte zur Ermittelung eines stattgehabten Verbrechens, und in welcher Weise

und gegen wen sie zu richten waren — ich war noch nicht mit mir darüber einig, es fand sich ja später wohl.

Ich dictirte dem Secretair das Protokoll, wie wir den Kranken zuerst in anscheinend gesundem geistigen Zustande angetroffen; wie und welche Bestimmungen über seinen Nachlaß er in diesem Zustande, freilich auch unter jener Einwirkung seiner angeblichen Verwandten, der Frau Langlet, getroffen; wie er dann aber plötzlich Spuren eines Irrseins gezeigt, welches nach und nach, namentlich seit der Entfernung der Frau Langlet aus dem Krankenzimmer, zu einem Zustande unverkennbaren vollkommenen Irrsinns sich ausgebildet habe, so daß von dem Acte der Aufnahme eines Testamentes unbedingt Abstand genommen werden mußte.

Das Protokoll war fertig. Ich hatte es laut dictirt, absichtlich; der Kranke konnte und sollte jedes Wort hören; ich wollte mich überzeugen, welchen Eindruck es auf ihn machen werde. Er hatte nicht einmal zugehört. Sein Ohr hatte kein einziges Wort zu seinem Geiste hinzugetragen. Er lag mit seinem ausdruckslosen Gesichte, seinem stieren Blicke unbeweglich da. Zuletzt war er, wie aus Schwäche, eingeschlafen.

Was nun weiter? Sollte ich die Spuren eines Verbrechens ferner verfolgen? Ich beschloß: nein. Mein amtlicher Auftrag ging nicht dahin. Zudem lag bis jetzt die Existenz eines Verbrechens nur in meiner individuellen Meinung, allenfalls auch noch in der des Secretairs Hommel. Thatsächlich lag eigentlich noch nichts dafür vor. Endlich, war wirklich ein Verbrechen verübt, es war nicht anzunehmen, daß Spuren desselben, die man seit achtzehn Jahren noch nicht verwischt hatte, über Nacht plötzlich hätten beseitigt werden sollen, und morgen konnte das Gericht Entscheidung treffen.

Ich hatte nur noch Eins zu thun: den Angehörigen des Kranken davon, daß und warum ich ein Testament nicht aufnehmen könne, Mittheilung zu machen. Nächster Angehöriger war der Sohn des Kranken. Doch konnte ich auch die Frau Langlet nicht übergehen, da sie auf alle Fälle in dem Testamente hatte bedacht werden sollen.

Um den Kranken nicht zu stören, wollte ich das Weitere in einem andern Zimmer verhandeln. Ich begab mich mit dem Secretair in das Zimmer nebenan, in das man uns zuerst eingeführt hatte.

Ich zog dort eine Klingelschnur. Augenblicklich

erschien die Frau Langlet. Sie mußte sich in nächster Nähe aufgehalten haben. Gehorcht hatte sie indeß nicht. Sie sah mich mit mißtrauischer Neugierde an.

„Ist der junge Herr Lohmann zu Hause?“ fragte ich sie.

„Ja.“

„Haben Sie die Güte, ihn zu mir zu bitten und selbst mit ihm zurückzukehren!“

„Sind Sie mit dem Testamente schon fertig?“

„Sie werden es erfahren.“

Sie ging. Nach wenigen Minuten kehrte sie zurück. Ein junger Mann in der Mitte der zwanzigen Jahre folgte. Es war ein hübscher Mann mit einem feinen Gesichte. Aber das Gesicht war sehr blaß und es lag unverkennbar eine tiefe Trauer darin, und sie mußte schon sehr lange darin gelegen haben, alle Züge hatten sich nach ihr geformt und gebildet.

„Sie sind der Sohn des Herrn Lohmann?“ redete ich ihn an.

„Der Kranke ist mein Vater.“

„Er wollte sein Testament errichten. Sie hatten die Eingabe an das Gericht geschrieben?“

„Im Auftrage meines Vaters.“

„Ihr Vater hatte den vollen Gebrauch seiner Vernunft, als er Ihnen den Auftrag gab?“

„Er war vollkommen vernünftig.“

„Aber er litt früher an Geistesabwesenheit?“

„Leider.“

„Mit lichten Augenblicken?“

„Es trat oft ein Wechsel ein.“

„Er ist gegenwärtig ohne alles Bewußtsein; ich habe daher von der Aufnahme seines letzten Willens Abstand nehmen müssen.“

Die Frau Langlet hatte sich mit Anstrengung ruhig gehalten; sie konnte es nicht mehr.

„Sie haben sein Testament nicht aufgenommen?“ rief sie.

„Nein, Madame.“

„Aber er hat Ihnen seinen letzten Willen erklärt, deutlich, bei vollem Verstande; sie müssen ihn zu Protokoll nehmen.“

„Madame, über meine Pflicht habe ich nicht mit Ihnen zu rechten.“

Sie wandte sich an den jungen Mann. „François, auch Du mußt darauf bestehen. Dich hatte Dein Vater zum Erben eingesetzt, zu seinem Universalerben.“

Der junge Mann stand verlegen, unentschlossen da. Ich erkannte in dem Augenblicke sein Verhältniß zu der Frau, überhaupt seine Stellung in dem Hause. Ich mußte unwillkürlich weiter schlie-

ßen. Er war bescheiden, zurückhaltend, beinahe schüchtern eingetreten. Auch in seinen Antworten, die er mir geben mußte, war er zurückhaltend. Die Gegenwart der Frau, die auch über seinen Vater jene Gewalt ausübte, schien ihn zurückzuhalten. Seine Verlegenheit und Unentschlossenheit der heftigen Aufforderung der Frau gegenüber bestätigten es mir. Dabei merkte man ihm den Widerwillen an, den das gemeine Weib ihm einflößte, dem jungen Menschen mit dem feinen und wahrlich nicht geistlosen Gesichte einflößen mußte. Er mochte sie kaum ansehen. Dazu seine tiefe Trauer, dazu ferner jenes Verlangen der Frau Langlet, daß er ihre blödsinnige Tochter heirathen solle; dazu endlich meine Vermuthung, daß die hübsche Marianne zu ihm gewollt hatte. Mußte das Alles mich nicht wiederholt auf ein Verbrechen hinführen, das dem Weibe, obwohl sie vielleicht selbst Theil daran hatte, diese Gewalt über das ganze Haus gab, von dem auch der Sohn Kenntniß oder doch Ahnung hatte? Die Frau Langlet war wüthend geworden, als der junge Lohmann ihr nicht sogleich gehorchte.

„Sie müssen noch bleiben!" rief sie mir zu. Dann stürzte sie in das Krankenzimmer.

Im ersten Moment wollte der junge Mann

ihr nacheilen; aber er besann sich, er blieb und trat rasch auf mich zu.

„Mein Herr, mein Vater hat Ihnen in der That seinen letzten Willen erklärt?“

„Ja, mein Herr.“

„Vollständig?“

„Vollständig.“

„Und er war völlig bei Vernunft?“

„Damals noch. Ich hatte wenigstens keine Veranlassung, daran zu zweifeln.“

„Sie hatten auch seine Anordnungen zu Protokoll genommen?“

„Ich mußte es.“

Als die Frau Langlet sich entfernte, hatte er sich sichtlich erleichtert gefühlt. Aber ein neuer Druck lastete auf ihm, der einer peinlichen Ungewißheit. Er mußte Gewißheit haben.

„Mein Herr, dürfen Sie mir die Bestimmungen meines Vaters mittheilen?“

„Ich bedaure.“

„Ah, ich kenne sie. Ich soll die Tochter jener Frau heirathen. Ist es nicht so?“

Ich zuckte die Achseln, zum Zeichen, daß ich ihm nichts sagen dürfe. Aber er war seiner Sache gewiß.

„Ist die Bedingung bindend für mich?“

„Mein Herr, ich darf mich auch darüber nicht gegen Sie aussprechen.“

Er wurde beinahe heftig. „Sie kann nicht bindend für mich sein. Sie ist auch nicht sein wahrer, freier Wille. Ich werde mich ihm nie unterwerfen. Ich habe lange genug hier in Abhängigkeit, als Sclave gelebt. Jetzt nicht mehr.“

Er rief es entschlossen. Aber das langjährige Abhängigkeitsverhältniß hatte doch einen festen Charakter in dem jungen Mann nicht aufkommen lassen. Er sah mich wieder ängstlich an.

„Dürfen Sie mir in der That nichts sagen?“

„Nein, mein Herr.“

„O, wenn Sie es dürfen — Sie haben jene Tochter der Frau gesehen, die ich heirathen soll, Sie haben auch — ja, ich muß es Ihnen sagen — Sie haben auch Mariannen kennen gelernt. Ich hatte ihr geschrieben, zu kommen, sich mit mir dem Vater zu Füßen zu werfen; sie ist mit Ihnen gereist; sie hat es mir erzählt, als ich einen Augenblick mit ihr sprechen konnte. O, mein Herr, haben Sie Mitleid mit mir, mit uns. Bin ich an jenen Willen, an den erzwungenen Willen meines Vaters gebunden? Ich frage nicht um meinetwillen, nicht für den elenden Erbtheil — nein, nein — ich will ihn nicht, ich will nichts davon —“

Er stockte plötzlich, erschrocken, als wenn er zuviel gesagt habe. Aber er sah mich fragend, bittend an. Ich überlegte, ob ich ihm antworten dürfe. Ich war im Begriff, ihm eine, wenn auch nicht bestimmte, doch möglich beruhigende Antwort zu ertheilen, als plötzlich die Thüre des Krankenzimmers geöffnet wurde. Die Frau Langlet erschien auf der Schwelle; mit triumphirendem Gesichte kam sie zu mir:

„Sie werden doch das Testament aufnehmen, Herr Assessor? Er ist wieder ganz vernünftig."

„Es ist nicht möglich," wollte ich rufen. Ein so plötzlicher, schneller Wechsel von Vernunft und Unvernunft erschien mir in der That unmöglich. Aber der junge Mann neben mir war erblaßt. Er zweifelte nicht an der Wahrheit der Mittheilung, und er mußte seinen Vater und die Frau kennen.

„Stehen dem Weibe Künste der Hölle zu Gebote?" fragte ich mich. „Was hat sie gemacht?"

Sie fuhr triumphirend, beinahe höhnend fort: „Darf ich bitten, sich wieder in das Krankenzimmer zu bemühen? Ich werde zurückbleiben, ich werde Sie nicht wieder belästigen."

Sie mußte ihrer Sache sehr gewiß sein. Ich war in hohem Grade gespannt. Der Secretair

.eder neugierig
grau schien ihm ein
zu haben. Ich begab
rankenzimmers. Ich mußte
uckkehren.
Sie begleiten?" fragte mich der
Testators.
war beinahe leichenblaß geworden; in sei-
nem Gesichte zeigte sich die höchste Angst. Er fragte, er bat mich dringend. Ich konnte es ihm nicht bewilligen; ich durfte nicht zweierlei Recht haben.

„Aber bleiben Sie hier, Sie Beide," sagte ich.

Ich ging mit dem Secretair in die Krankenstube. Der Kranke lag ruhig auf dem Sopha, ganz in der Lage, wie ich ihn bei unserem ersten Eintreffen gefunden hatte. Ungefähr wie damals war auch sein Gesicht, völlig blaß, vollkommen ruhig, das halb geöffnete Auge ohne Glanz, aber still; von Geistesverwirrung, von Irr- oder Wahnsinn keine Spur mehr; er war nur vielleicht noch mehr erschöpft, als vorher. Er winkte dem Secretair und mir zu, unsere Plätze wieder einzunehmen.

„Entschuldigen Sie mich, ich war unwohl geworden," sagte er dann.

Seine Sprache war sehr schwach und leise, ich

mußte mich fast ...
stehen; aber auch ...

„Sie haben sich wied...

„Es geht besser."

„Und wir könnten in unse... fahren?"

„Ich bitte darum."

Jedes seiner Worte zeigte Vernunft, Bewuß... Er war wieder vernünftig. Welche ungeheure Kraf... stand diesem Manne, oder welche ungeheure Gewalt über ihn stand jenem Weibe zu Gebote, daß er so schnell und so völlig wieder genesen war? Welches Wunder hatte die Natur gewirkt oder welche Zauberkunst hatte das Weib angewandt? Es wollte mich beinahe ein Entsetzen ergreifen, wie den Secretair. Ich mußte fortfahren, indem ich freilich immer, mehr zweifelnd, als glaubend, auf meiner Hut blieb.

„Darf ich bitten," sagte ich, „mir Ihre Bestimmungen anzugeben?"

„Es bleibt völlig bei dem, was ich Ihnen vorhin schon gesagt hatte."

„Ich muß um eine freie, selbstständige Wiederholung bitten."

„Mein Sohn wird mein einziger Erbe."

„Der Name Ihres Sohnes?"

„Louis François Lohmann."

„Weiter, wenn ich bitten darf.“

„Aber er wird mein alleiniger Erbe nur unter der Bedingung, daß er die Tochter meiner Anverwandtin, der Frau Langlet, heirathet.“

„Der Name dieser Tochter?“

„Adrienne Langlet.“

„Ich bitte, fortzufahren.“

„Unterwirft mein Sohn sich dieser Bedingung nicht, so wird er auf den Pflichttheil eingesetzt und meinen gesammten übrigen Nachlaß erhält die Frau Louise Charlotte Langlet.“

„Wollen Sie Ihrem Sohne eine Frist zur Erfüllung jener Bedingung bestimmen?“

„Seine Trauung mit Adrienne Langlet muß binnen einem halben Jahre nach meinem Tode vollzogen sein.“

„Haben Sie noch sonst Anordnungen zu treffen?“

„Wird mein Sohn mein alleiniger Erbe, so erhält die Frau Langlet jedenfalls eine jährliche Rente von dreihundert Thalern und den lebenslänglichen Nießbrauch dieses Hauses nebst dessen Zubehör. — Weiter habe ich nichts zu verordnen.“

Genau so waren in allen Stücken vorhin seine Verfügungen gewesen. Er hatte Wort für Wort klar, bestimmt, mit vollem Bewußtsein gesprochen; ich konnte nicht den geringsten Zweifel dagegen

aufbringen. Ich wollte mir selbst zürnen, daß ich es nicht konnte. Auch dem Gedanken an einen moralischen Zwang, an die Nachwirkung eines Zwanges von Seite der Frau Langlet auf ihn, konnte ich mit voller Ueberzeugung, geschweige mit rechtlichem Nachhalt, keinen Raum geben. Sollte denn die Bosheit, die Tücke, das Verbrechen siegen?

Ja, auch das Verbrechen! Durch ein Verbrechen — ich konnte nicht daran zweifeln — war einer fremden Waise das Vermögen entrissen, über das jetzt verfügt wurde. Die fremde Waise war Marianne. Der junge Mann, der Sohn des Kranken — kennend oder ahnend das Verbrechen seines Vaters — hatte ihr das Geraubte wieder zuwenden wollen; ihre Herzen hatten sich vielleicht schon lange gefunden. Sein edler Zweck sollte vereitelt, die arme Waise sollte noch einmal beraubt werden. Und ich sollte zu diesem Raube die Hand bieten, ihm den Stempel des Gesetzes, des Rechtes aufdrücken! Das Alles, wenn mir auch noch Einzelnheiten fehlten, lag klar vor mir. Klar, aber dennoch wie ein Labyrinth, aus dem ich keinen Ausweg sah.

Der Testator hatte seinen Willen vollständig, mit vollem Bewußtsein, ohne einen äußeren Zwang,

also durchaus vollgültig abgegeben; ich mußte ihn zu Protokoll nehmen. Zwar hatte der Kranke noch kurz vorher in einem Zustande unzweifelhaften Irrsinnes sich befunden. Aber eben so unzweifelhaft war er in diesem Augenblicke seines Verstandes mächtig, und nur darauf kam es nach ausdrücklicher Vorschrift des Gesetzes an. Gelang es mir auch, in anderer Weise, etwa durch ein plötzliches Zurückspringen auf jenes Ereigniß des Jahres 1813, seinen Geist wieder zu verwirren, auf die Gültigkeit des Testamentes konnte das keinen Einfluß haben, für ihn wäre es eine nutzlose Grausamkeit gewesen. Zudem gestattete das Gesetz es mir nicht einmal. Nur noch ein Mittel blieb mir übrig, nämlich auf das Herz des alten Mannes einzuwirken, der am Rande des Grabes lag, auf das Gewissen, das noch vor wenigen Augenblicken so schwer von einem schweren Verbrechen belastet sich gezeigt hatte. Ich hatte schon vorher daran gedacht; zu diesem Zwecke hatte ich auch den jungen Menschen in dem Zimmer nebenan gelassen. Aber bei näherem Nachdenken mußte ich auch dieses Mittel fallen lassen. Den Sohn, gar mit jener beraubten Waise, an das Lager des Kranken führen, es war eine Scene, die einerseits ungerecht gegen die Frau Langlet war, zumal da ich für

ein Verbrechen nicht die geringste thatsächliche Gewißheit hatte, und die andererseits geradezu in das Gegentheil von dem, was ich wollte, umschlagen konnte. Störte die Scene das Bewußtsein des Testators wieder, so blieben seine einmal getroffenen Bestimmungen nichtsdestoweniger gültig, und ich hatte jede Hoffnung zu ihrer Abänderung verloren. Hatte ich dies aber nicht auch zu befürchten, wenn ich, ohne eine solche Scene, auf sein Herz und Gewissen einwirken wollte? War mir am Ende auch nur dies gesetzlich erlaubt? Dann hatte ich aber auch gar kein Mittel mehr für den Sohn, für die Waise, für die nur geringste Wiedergutmachung eines Verbrechens, dessen Vorhandensein, trotz alles Mangels an Thatsachen, ich mir einmal nicht aus dem Sinne schlagen konnte. Ich sah die beiden unglücklichen jungen Leute vor mir, ich sah jene kindisch eigensinnige, blödsinnige Adrienne, ich sah den höhnischen, satanischen Triumph des boshaften alten Weibes; und ich sah kein Mittel mehr.

Nur ich kurzsichtiger Mensch sah keins mehr!

Ich dictirte das Testament zum Protokoll, vollständig, nach den Anordnungen des Testators, mit allen Förmlichkeiten des Gesetzes. Ich dictirte es laut; er konnte jedes Wort vernehmen.

Er blieb ruhig liegen, ohne eine Miene zu verändern. Ich ließ ihm das Protokoll vorlesen. Er hörte aufmerksam zu. Ich fragte ihn, ob Das, was ihm vorgelesen sei, seinen ernstlichen, wohlüberlegten, letzten Willen enthalte.

„Ja!" antwortete er mit seiner schwachen Stimme, aber fest, sicher.

Ich forderte ihn auf, das Protokoll zu unterschreiben. Er war bereit dazu und vermochte es auch, indem der Secretair und ich ihn aufrichteten und stützten.

Das Testament war in aller Form Rechtens fertig. Der Sohn des Testators war gezwungen, entweder jene Blödsinnige zu heirathen, oder den größten Theil, nach dem Gesetze zwei Drittheile, des Nachlasses seines Vaters der Frau Langlet herauszugeben. Es fehlte zwar an der vollen Rechtsbeständigkeit des Testaments noch ein Umstand, mit dem ich nach dem gewöhnlichen Verfahren hätte beginnen sollen, den ich aber ebensowohl jeden Augenblick nachholen konnte, nämlich die Anerkennung der Person des Testators. Aber an seiner Identität war in keiner Weise zu zweifeln; es handelte sich also nur noch um eine leere, mit der leichtesten Mühe zu erledigende Förmlichkeit.

Ich wollte in das Nebenzimmer gehen, um mich zu erkundigen, ob der Pater Theodorus, der die Anerkennung bewirken solle, bald eintreffen werde. In dem nämlichen Augenblicke hörte ich, wie draußen an die Hausthüre geklopft wurde. Der Schlag hallte dumpf durch das Haus, wie jener Schlag, mit dem ich unsere Ankunft angekündigt hatte. Ich blieb erwartend in dem Krankenzimmer. Die Hausthüre wurde geöffnet. Gleich darauf trat Jemand in das Zimmer nebenan.

„Guten Abend," sagte eine tiefe, aber klare und wohltönende männliche Stimme. Es war die Stimme des Pater Theodorus. Es wurde ihm gedankt. Aber dann hörte ich ihn gleich traurig und bewegt sprechen.

„Armer Franz! Ich lese Alles in Deinem Gesichte. Du erleidest heute einen doppelten Verlust."

Ich hörte den jungen Mann nur weinen. Gesprochen wurde nicht mehr. Die Frau Langlet ließ Keinem Zeit dazu. Sie öffnete schnell die Thüre des Krankenzimmers.

„Wenn es Ihnen gefällig ist, Herr Pater."

Der Pater Theodorus trat in das Krankenzimmer. Die Frau machte keinen Versuch, ihm zu folgen. Auch der Sohn des Kranken nicht.

Ich hatte den Pater früher nur in der Dun-

kelheit gesehen, und betrachtete ihn in dem Lichte der Wachskerzen genauer. Er war schon ein sehr alter Mann; aber man konnte kaum einen schöneren Greis sehen. Er hielt seine hohe Gestalt aufrecht, nicht stolz, aber mit der bewußtlosen, ungezwungensten Würde. Sein Gesicht, edel geformt, wie das Gesicht eines Patriarchen, sprach Milde, Frieden und Offenheit aus; es verkündete die wahre christliche Liebe, es zog zu unwiderstehlichem Vertrauen an. Auch mich. Und mit dem Vertrauen, das in mir dem Manne entgegenschlug, erwachte auf einmal ein anderes, ein höheres Vertrauen in mir. Anfangs unruhig, daß mir das Herz klopfte, dann still, ruhig, wie immer das höhere Vertrauen. Die Erscheinung des würdigen Dieners Gottes, zu der höheren, ewigen, göttlichen Gerechtigkeit in mir.

Der Pater begrüßte den Secretair und mich schweigend. Dann trat er an das Lager des Kranken. Er sprach auch zu ihm nichts. Er sah ihn an mit seinen klaren, blauen Augen voll Milde und Frieden, aber auch voll Ernstes.

Der Kranke hatte bei dem Eintreten des Geistlichen aufgezuckt, nur mit einem fast unmerklichen Bewegen der Augenlider, nur mit dem leisesten Schimmer, der bemerkbar durch das Auge ziehen

konnte. Ich hatte dennoch genug gesehen, um eine Ahnung, die schon lange in mir aufgetaucht war, zur Gewißheit erheben zu dürfen. Was ich ferner sah, sollte mir vollends keinen Zweifel lassen. Der Kranke hatte dem Blicke des Geistlichen zu begegnen vermocht, aber nur mit einem gewissen Trotze, wie es schien. Der Blick des Mönchs wurde ernster. Der Kranke konnte ihm nicht mehr begegnen. Er schloß die Augen.

So konnte nur der Beichtvater blicken, der in die tiefste Tiefe der Seele, und in dieser Tiefe ein Verbrechen sah. So konnte diesem Blicke sich nur das Gewissen verschließen, das des schweren Verbrechens sich bewußt war, das einst in furchtbarer Angst dem Beichtvater dieses Verbrechen hatte bekennen müssen, das dann aber und auch noch heute, noch in diesem Augenblick wußte, daß das Geheimniß der Beichte unverletzlich ist, wie das Geheimniß des Grabes. Und so hatte dieses Gewissen sich verschlossen. Der Blick des Geistlichen wurde traurig. Er schüttelte schmerzlich das greise Haupt. Er sprach noch immer nichts. So stand er, unverwandt den Kranken anschauend.

In dem Zimmer herrschte eine tiefe, aber peinliche Stille, eine Todtenstille. Da bog der Mönch seine Kniee; seine hohe Gestalt ließ sich

demüthig auf sie nieder. Er faltete die Hände. In die gefalteten Hände stützte er das schmerzlich bewegte Gesicht. So betete er. Er betete still; man hörte keinen Laut seiner Lippen, nicht seinen Athemzug. Die Stille des Zimmers wurde eine feierliche. Er betete lange. Seine Gestalt blieb unbeweglich. Endlich erhob er sein Gesicht. Es war nicht mehr schmerzlich bewegt; aber es war verklärt von dem edelsten, erhabensten, heiligsten Ausdrucke des Vertrauens, des Friedens, der Vergebung. Das verklärte Gesicht hob er zum Himmel empor. Dann kam das erste Wort über seine Lippen.

„Amen,“ sagte er. Das Wort erklang wunderbar ergreifend durch die tiefe, feierliche Stille.

Der Kranke zuckte auf. Er öffnete die Augen, er mußte sie öffnen. Sein Blick fiel in das verklärte, betende Gesicht des Paters. Er schrie laut auf.

„Gott, Gott!“

Dann sah er sich heftig um. Er suchte mich. Er sah mich. Er sah in meiner Hand das Papier, das seinen letzten Willen enthielt.

„Mein Testament!“ rief er. „Geben Sie mir mein Testament.“

Ich reichte es ihm hin. Er zerriß es. Er warf die Stücke von sich.

*

„Gott!“ rief er dann noch einmal; aber er schrie es nicht, er sprach das Wort aus freier, auf einmal leicht gewordener Brust. Und auch sein Blick war frei und klar, und sein ganzes Wesen war es. Dann richtete er sich auf seinem Lager auf, und indem er sich aufrichtete, sagte er mit fester, klarer Stimme:

„Wie ich jene Schrift zerrissen habe, so widerrufe ich ihren ganzen Inhalt. Ich nehme Sie Alle zu Zeugen. Eines neuen Testaments bedarf es nach dem Gesetze nicht. Aber meinen Sohn wünsche ich noch zu sprechen, ihn und Marianne.“

Der Geistliche ging aus dem Zimmer, und kehrte nach einer halben Minute zurück. An der Hand führte er den Sohn des Kranken und Mariannen. Aber die Beiden kamen zu spät, um den Segen noch zu empfangen, der ihnen hatte ertheilt werden sollen. Die körperlichen und geistigen Anstrengungen der letzten Stunden waren für den Kranken zu erschütternd und ergreifend gewesen. Seine schwachen Kräfte waren erschöpft. In dem Augenblicke, als der Pater mit den jungen Leuten eintrat, sank er verscheidend auf sein Lager zurück. Der Sohn und das Mädchen konnten nur weinend an einem Todtenlager knieen. Zu ihnen ließ sich der Geistliche nieder. „Die Gnade des

Himmels ist eine unendliche," sprach er. „Herr, Deine Liebe wird sie auch ihm zu Theil werden lassen!"

Die Frau Langlet und ihre Tochter bekamen wir nicht wieder zu Gesicht, als wir das Sterbezimmer und das Haus verließen. Aber nach sechs Monaten hatte ich die Freude, anstatt eines neuen „Testaments des Verrückten" seinen wahren letzten Willen doch noch zum gerichtlichen Protokoll feststellen zu können, indem ich den Ehevertrag zwischen Herrn Louis François Lohmann und Mamsell Marianna — ihren französischen Namen habe ich vergessen — gerichtlich aufnahm.

Und was im Jahre 1813 geschehen war? Ich weiß es nicht. Ich kann es auch meinen Lesern nicht sagen, wenn ich wahr bleiben will.

Die Frau Langlet habe ich nie wieder gesehen; sie war mit ihrer Tochter nach dem Elsaß zurückgekehrt.

François Lohmann, wenn er etwas wußte — ehrte das Andenken seines Vaters. Der Pater Theodorus war Beichtvater.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig,
Druck von A. Edelmann.

Rob. Ketterer
Buchbinderei

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Erzählungen von J. D. H. Temme

Bd.: 2

Leipzig 1868

P.o.germ. 1943 l-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10127688-4